

NETZGEFLÜSTER

DIE GESCHICHTE EINES SCHWEREN AUSNAHMEFEHLERS

Ein Roman von Justin Larutan c/o J. Riethmüller, Bebelstr. 85, 70193 Stuttgart.

1. Buch: Online

„Die Welt ist nicht dafür geschaffen worden, damit man sie versteht. Sie schert sich nicht um Erkenntnis.“

Jean Baudrillard

„Woran erkennen wir den Mode-Idioten? Der Gesichtsausdruck des Mode-Idioten strahlt naturgemäß jene heitere Aufbruchsstimmung aus.“

R. D. Brinkmann

„Eine Theorie, die behaupten will, es sei möglich, Systeme und Umwelten durch Prozesse zu verbinden, wird gut beraten sein, wenn sie es vermeidet, genau anzugeben, um was für Prozesse es sich handelt.“

Niklas Luhmann

INSTALLATION

Jetzt liest du also diesen Text. Hoffst auf Zerstreung. Oder hast alle Hoffnung längst fahren gelassen? Vielleicht ist Hoffnung einfach nicht dein Thema. Verlangst du ein Thema, so lege dies Buch beiseite, denn es gibt hier keins. Das Licht am Ende des Tunnels wird nicht erreicht werden. So nimm jetzt endlich den Text beiseite, er wird dich nicht weiterbringen. Lebe! Lebe wohl.

Du hast es nicht getan ...

FORMATIERUNG

Hannah

„Schau, das ganze Tal wie in Amethyst getaucht! Die Tante strahlt, als hätte man ihr etwas Schönes geschenkt. Du weißt nicht, was das ist: Amethyst. Du nickst. Unten am Ufer schwanken die alten Blutbuchen. Du weißt, was das ist: eine Blutbuche. Mutter hat dir die Bäume gezeigt: Eichen, Ulmen, Tannen, Linden, Pappeln, Weiden, Kastanien, Forchen, Ahornbäume und natürlich Buchen. Auch Blutbuchen, deine Lieblingsbäume. Du magst die Farbe ihrer Blätter, so anders. Jetzt singen ihre kahlen Äste leise im Wind, ahnen die früh hereinbrechende Nacht. Verschwommen kannst du die Lichter des Dorfes durch die Zweige erkennen, das oben auf dem Hügel den Tag zum Geknatter eines alten Mopeds ausklingen lässt. Nur wenige Fenster sind hell heute. Alles, was noch gehen kann, ist unten am Fluss, drängt sich zur Musik, die dumpf an dein Ohr dringt.

„Wenn erst der Abend kommt ...“, summt die Tante leise und drückt fest deine Hand; ihre ist rissig und rau, wie Schleifpapier, aber warm. Eigentlich ist sie gar nicht deine Tante, sie ist eine Halbschwester deiner Großmutter. Wie ein Hündchen zieht sie dich mit sich fort, dem Jahrmarkt entgegen. Der Tag schwindet, und die Blätter des verflogenen Frühjahrs liegen unterm Raureif, gelbe Inseln auf dem Dunkel des durchnässten Erdreichs.

Verloren schwankt ein Kahn auf dem Wasser, daneben die Boote der Wochenendausflügler. Der Fluss, vor Wochen noch ein armseliges Rinnsal, ist vom letzten Regen mächtig angeschwollen. Ein einzelner Schatten steht darin, der alte Mann; er ruft, als er euch sieht: „Was, da geht's zum Feiern!“ Dazu lacht er. Ein letzter Sonnenstrahl entblößt seine verrottet-gelben Zähne, auf die du wie gebannt starren musst. So lächelst du zurück und weißt gar nicht, weshalb.

Endlich an der alten Brücke angekommen, mischt sich das Herbstlied der Weiden mit dem Getöse der Tanzkappelle, der Lärm der Schaubuden paart sich mit dem verzweifelten Schrei eines Bussards. Die Tante flüstert aufgeregt: „Siehst du die herrlichen Lichter? Gleich sind wir da ...“

Wie jedes Jahr im Herbst ist der Zirkus gekommen, ein richtiger Jahrmarkt, unten im alten Hafen! Es riecht nach Rauch, Gegrilltem und Zuckerwatte. Lautes Lachen und helle Schreie gellen euch entgegen, schwarz drängen sich die Leiber vor bunten Lichtern.

„Bekomme ich gebrannte Mandeln?“, fragst du.

„Natürlich“, sagt die Tante und drückt deine Hand, „du bekommst, was du willst. Die Mutter hat mir zwei Mark für dich mitgegeben!“

Zwei Mark! Du lächelst die Tante an, sie freilich sieht dich nicht, den Blick starr vor Erwartung nach vorne gerichtet, dem bunten Treiben entgegen. Sie riecht frisch, betäubend, ihr neues Parfüm? Der Himmel ist jetzt beinahe schwarz, die Luft feucht vom leichten Nieselregen - kleine Eistropfen, die sich wie Nadelstiche in jede Pore deines Gesichts bohren. „Dieser November bringt den Winter zur Unzeit“, fröstelt die Tante. Dir ist ganz heiß.

Bald hat das Treiben euch aufgesogen. Bunte Laternen werfen gleißende Schleier, Marschmusik dröhnt. Die Zeit vergeht wie im Rausch, überall lachende Gesichter. Du triffst alle deine Freundinnen, doch die Tante zieht dich unablässig mit sich weiter. Schließlich darfst du Karussell fahren, Schwindel befällt dich, du rufst ihr etwas zu, doch sie hört dich nicht. Die ganze Zeit isst du deine gebrannten Mandeln. Jede legst du erst unter die Zunge, genießt ihr süßes Aroma, um dann doch dem Verlangen zu erliegen: zerkaust sie rasch, um wenig später mit klebrigen Fingern eine neue, noch süßere in den Mund zu schieben.

Die Tante trinkt noch ein Gläschen Glühwein, das zaubert ein frisches Rot auf ihre Wangen. Sie hasse das, sagt sie und pudert sich nach. Dazu lässt sie ihr ansteckendes, glockenhelles Lachen hören. Mit vielen Männern redet sie, behält meist das letzte Wort - und küsst schließlich sogar den Nachbarn auf die Backe. Wenn das Mutter wüsste!

Du lächelst zu all dem. Was sollst du auch tun? Sie hält dich ja die ganze Zeit bei der Hand. Du hoffst bloß, er küsst dich nicht auch noch - da, zum Abschied, tut er es doch. Es kratzt und stinkt nach Schnaps. Minutenlang wischst du dir den Ekel von der Wange, stellst dir dabei vor, er bliebe ewig haften, eine Stechwarze, schmerzhaft und sichtbar.

Der letzte Wagen steht ein wenig abseits, fast schon im Wald; er ist ganz schwarz, zwei riesige Fackeln brennen links und rechts des Eingangs, der mit leuchtendem Tuch überspannt ist. In Gold steht etwas über dem blutroten Seidenvorhang in der Tür - eine merkwürdige Schrift, die du nicht lesen kannst trotz der großen Lettern. Obwohl du schon gut liest, eigentlich.

Ein riesiger Papagei krächzt in seinem Holzkäfig; er ist angekettet. Weshalb nur, er ist ja schon eingesperrt. Einige Leute stehen Schlange; sie wirken ernster als die anderen. Hier lacht niemand. Der Ort gefällt dir nicht, du möchtest zurück, zum Karussell, zu den anderen Kindern, und dennoch musst du fragen: „Was ist denn das ...?“

„Da drin ist eine Wahrsagerin. Hier kannst du etwas über deine Zukunft erfahren ... Wen du mal heiratest, wenn du einmal groß wirst ...“ Die Tante lacht dich an. Sie will hinein.

„Wollen wir hineingehen?“

Du möchtest eher nicht, ihre wasserblauen Augen jedoch strahlen so fordernd, und dich interessiert ja auch, was sich hinter dem Vorhang, im Inneren des Wagens verbirgt, den gerade ein junger Mann mit ernstem Gesicht verlässt.

Drinnen brennen Kerzen, es ist heiß und riecht nach Mottenpulver, Weihrauch und ein bisschen auch nach Lebkuchen: kostbar. Du traust dich kaum zu atmen, denkst, du darfst diesem Ort seinen Geruch nicht nehmen. Alles ist mit rotgoldenen Tüchern ausgekleidet, und an einem Tisch aus frisch gewachstem dunklem Holz sitzt die uralte Frau mit grünem Kopftuch und riesigen, goldenen Ohrringen. Sie trägt ein Kleid, blau wie die erste Nacht. Kerzen brennen, du hast noch nie so viele auf einmal gesehen: Teelichter erkennst du, die schwimmen in einer großen gusseisernen Schale; schlanke, schwarze Stäbe flackern in einem edlen, zwölfarmigen Messingleuchter, zwei riesige, viereckige Talglichter in Beige stehen links und rechts der Alten, höher als du. Hinten, auf einer Anrichte, brennen noch viel mehr.

Überall auf dem Tisch liegen Karten um eine riesige Glaskugel, in der die Welt Kopf steht. Die Frau hat ihre Augen geschlossen, als schlafe sie. Mit ungeduldiger Geste bedeutet sie euch, auf der Bank Platz zu nehmen, ohne die Augen zu öffnen. Als sie dich endlich ansieht, fährt sie zusammen, als habe sie der Schlag getroffen. Du magst gehen.

Die Tante gibt ihr Geld, das sie flink in einem Lederbeutel verschwinden lässt, den sie um den Hals trägt. Ihr Stuhl quietscht eine Weile unheimlich, und alle schweigen dazu, ihr beklommen, sie drohend.

Die Alte greift widerwillig deinen Arm; ihre Hände sind rissig und kalt. Sie glotzt in deine zitternde Hand und schüttelt immer wieder den Kopf, dann starrt sie noch einmal, länger, als habe sie der Schlag getroffen. In ihren Augen ist nichts als Nacht und Leere. Wieder scheint sie zu erschrecken, schleudert plötzlich angewidert deine Hand von sich, als sei es ein lästiger Weberknecht auf dem Kleid. Dann, in ein unverständliches Klagelied ausbrechend, reckt sie beide Arme zur Decke.

Du machst dich ganz klein auf deinem Stuhl. Warm streift eine Perserkatze um deine Beine, wie aus dem Nichts; du erschrickst noch mehr, und die Alte murmelt:

„Gehen Sie, gehen Sie, ehe es zu spät ist!“

Ihre Stimme ist überraschend jung und tief. Die Tante gibt einen unverständlichen Laut von sich, indes die Frau gebieterisch den Arm hebt, an dem die Armreifen klirren; ihre rubin- und saphirberingten Finger sind schwarz lackiert, mit schwarzem Kajal die Augen nachgezogen bis zur Schläfe; du starrst sie an, ihre Falten, den Ring in ihrer Nase ... Dein Herz schlägt wie wahnsinnig.

„Wir haben bezahlt, also sagen Sie uns, was Sie sehen.“ Die Stimme deiner Tante bricht, doch fest drückt sie deine Hand.

„Gehen Sie und seien Sie dankbar; ja, nehmen Sie mein Schweigen als Gnade.“

Du bist aufgestanden und möchtest die Tante mit hinausziehen, doch die ist ganz unerschrocken:

„Aber – das ist Betrug! Ich will mein Geld zurück!“

Die Alte rollt die Augen und zischt schließlich: „Blinder als der, welcher das Augenlicht verloren, ist der, welcher seine Augen fest verschließt und sich weigert, das Licht des Tages zu sehen! Was bringen Sie mir dieses Kind? Sehen Sie denn nicht, es ist verflucht!“

Erschreckt blickst du zur Tante, kein Laut kommt über deren Lippen. Da öffnet die Alte die Augen, und ihr grässlicher Blick durchbohrt dich:

„Fragen Sie mich also nicht nach der Zukunft dieser verlorenen Seele, dieser Mörderin; ach HERR, was sind sie ahnungslos, wahrlich blinder als die Hähne auf dem Mist! Ihr, die Ihr das Verkommene in Euch tragt, es geboren habt, an Eurem Busen nährt, eine bösertige Natter unter Lämmern, was kommt Ihr zu mir? Ich bin eine gute Frau! Betet lieber zu Gott, dem Allmächtigen, dass er Gnade mit euch walten lässt. Nun weicht von mir. Geh, geh endlich, Weib ...“

Sie ist aufgesprungen. Eine überraschende Jugendlichkeit liegt in dieser Bewegung.

Du stehst wie gelähmt. Die Tante ist aufgestanden, der Schreck steht ihr ins Gesicht geschrieben. Sie zieht dich hinter sich her, hinaus; und die schreckliche Stimme kreischt: „Mörderin, die von eigener Hand sterben wird, besudelt auf ewig, hinfort mit dir ...“

Ihr taumelt ins Freie, vorbei an den erstaunten Gesichtern der Wartenden, drängt euch durch die Masse der vom Wein und der Aufregung des Festes erhitzten Leiber; du wirst von überall bedrängt, schier erdrückt. Der grässliche Lärm hallt dir in den Ohren wider; endlich habt ihr den Jahrmarkt hinter euch gelassen. Ihr rennt fast nach Hause, dem milden Schein des Mondes entgegen. Die ganze Zeit hält die Tante deine Hand so fest, dass es dich schmerzt, und sie sagt nur immer wieder: „Das war eine Verrückte, mein Engel, sie hat nur Spaß gemacht ... die wollte dich erschrecken.“

Ihre Tränen dazu, wie sie dich nicht mehr ansieht. ... Da spürst du auch die Tränen auf deiner Wange, kostest verzweifelt ihr bitteres Salz. „Jetzt schau mich doch bitte an!“ Zum tonlosen Schrei formt sich dein Mund ...

Hannah öffnete die Augen und sah über sich das lächelnde Gesicht der Freundin; Vögel zwitscherten und Susanne meinte spöttisch vom Himmelblau herab: „Das war das Notebook! Hast du dir weh getan? Ein schlechter Traum?“

„Ja ... was für ein Mist!“

Hannahs Mund fühlte sich ausgetrocknet an. Sie griff hinter sich nach dem Wasser, leerte die halbe Flasche in einem Zug und ließ den Blick schweifen; es war ein schöner Altweibersommertag, vielleicht der letzte dieses Jahres; weit erstreckte sich die Wiese dem See entgegen, gesäumt von gelb und rot leuchtenden Buchen; nur die Kastanien waren schon ganz kahl und das von Maulwurfshügeln zerfurchte Grün rund um ihre Decke übersät mit vergilbten Blättern. Außer ihnen saß da nur ein Hetero-Pärchen, gut hundert Meter weiter unten.

Branco, der Rottweiler, kam angerannt, seine schiefen, miserabel kupierten Ohren im Wind. Die entglittenen Gesichtszüge des Tieres ragten bald über den beiden auf, kurz fuhr Susannes Hand über sein Fell, dann war er wieder weg. „Du hättest ihn Hermann Göring nennen sollen“, sagte Hannah. „So sieht er wenigstens aus ...“

Sie wischte langsam den Traum beiseite; ein Kindheitserlebnis, Tatsächlich eine Art böser Fluch - wie oft schon hatte sie davon geträumt, indes natürlich noch niemanden umgebracht. Unwillkürlich musste sie lächeln. Und sie führte nicht das Leben, dass sich daran so bald etwas ändern konnte.

Ein Windhauch fuhr ihr übers kurz geschnittene Haar, beinahe warm. Gut, dass Susanne heute Mittag so geduldig auf sie eingeredet hatte, statt zu arbeiten mit hierher zu kommen. Sie richtete sich auf und küsste die Geliebte zärtlich auf die Stirn, dann auf den Mund.

„Hey, nicht, ich bin mitten im Spiel ...“, erwiderte die den Kuss. „Da hast du’s, ich bin draußen ...“

„Jagst du schon wieder arme Lemminge von der Klippe?“

„Ja“, sagte Susanne, die mit entrücktem Kinderlächeln ein neues Spiel startete.

„Was du daran findest ...“

Hannah ließ sich nach hinten sinken und richtete den Blick zum einsamen Kreisen eines Bussards empor. Das Einzige, was die Freundin am Computer interessierte, waren Spiele, die dafür sehr: Wieder einmal nahm sie die ganze Zeit den Rechner in Beschlag, dabei hätte eigentlich Hannah mit der Eingabemaske, an der sie gerade arbeitete, noch ein Stück weiter kommen müssen.

„... Macht doch Spaß. Kenne nicht viele in meinem Alter, die sich dafür begeistern. Dabei stellt nichts so schön ruhig wie ein Computerspiel.“

Hannah lachte: „Du meinst also, das ist das Yoga unserer Zeit? Oder das Rohypnol? ...“

Susanne sah nicht vom Bildschirm. „Du verstehst das nicht. Das ist wie Schach oder so, eine Lebensaufgabe – da spielst du monatelang, und beherrscht gerade mal den ersten von 12 Leveln - so halbwegs. Du kannst mit so einem Game alt werden – das sind kleine Kunstwerke!“

„Oh je – Susanne. Kunst! ... Die einzelnen Grafiken sind vielleicht gutes Handwerk, aber doch nie das Spiel selbst: Das Zeug verflacht bloß alles. Immer dasselbe, die einzige, stupide, unentrinnbare Sicht eines aufgeblähten Ich.“

Susanne runzelte die Stirn: „Aufgeblähtes Was?“

„Ja, denk doch bloß an die Vielfalt im Film oder in der Literatur, das Spiel der Sprache mit deiner Fantasie, die unterschiedlichen Perspektiven, was da alles verloren geht; bei diesen Spielen wird all des eingegeben auf die Sicht eines standardisierten Voyeurs oder, im schlimmeren Fall: Rasenmähers. Wie heißt das: ‚Ego-Shooters‘. Außerdem, Kunst: die würde mit Dissonanz arbeiten, mit spielerischen Kontrasten, mit leise und laut, kannte Vorder- und Hintergrund. In diesen Spielen wirkt doch alles gleich, da, ein neuer Gegner, dort, ein neuer Weg – das wird bloß addiert, Mathematik eben. Das ist kein Boden für Kunst.“ Hannah hatte einst an der Entwicklung eines Spieles mit gearbeitet.

„Ha, gewonnen! Was ärgerst du dich so? Ist doch bloß ein Spiel ... Außerdem, du sitzt doch immerzu vor dem Kasten. Sagst du nicht immer, du liebst das?“

„Das ist was anderes.“

Programmieren war, obwohl das keiner verstand, eine kreative Tätigkeit: Mal ging es wie im Rausch, mal ging es gar nicht; gerade wäre es wohl nicht gegangen, insofern konnte sie sich ruhig einmal entspannen ... Sie dachte ein wenig vor sich hin, schloss kurz die Augen. Brancos feuchte Schnauze in ihrem Gesicht weckte sie (was das Tier für eine ausgesuchte Zärtlichkeit hielt). Während sie den großen Hund etwas hilflos streichelte, ruhte ihr Blick auf Susanne. Sie konnte sich an dem Verträumten, das ihr manchmal anhaftete, nicht satt sehen. Bei der Geliebten traf das Esoterik-Gerede vom „inneren Kind“ wirklich zu. Sie schien sich selbst, ihrem Inneren, über all die Jahre treu geblieben zu sein - das war etwas, worum Hannah sie sehr beneidete.

„Gewonnen! Neuer Highscore. Tja, ich werde immer besser!“ Hannah labte sich am triumphierenden Ausdruck der großen braunen Augen, in denen sich die Lichtreflexe des Bildschirms spiegelten. Endlich fing die Freundin ihren Blick auf. Branco, nun missachtet, trabte davon; das Pärchen weiter unten war verschwunden; sie waren nun allein. Susanne schob das Notebook beiseite.

Etwas später, die Leiber ineinander verschlungen, wälzten sie sich auf der Decke, der Boden war hart und einladend kühl. Es war einfach alles, wie es sein musste und nur sein konnte ... Endlich: Sie ruhten, erhitzt, in sanfter

Umarmung, badeten in warmer, duftender Nähe noch immer aufregend fremder Haut. Unablässig kreiste hoch oben der Bussard, berauschte sich an seiner Existenz.

„Ich glaube, wir müssen gehen ... Walter kommt bald nach Hause, ich muss noch kochen ...“

„Zu Befehl, Frau Drescher.“ Wie immer versetzte der Namen des Gehassten Hannah einen Stich, und mit einem Mal schlecht gelaunt machte sie sich ans Zusammenpacken.

HYPERLINKS

Malte

Draußen heulte ein erster Herbststurm durch die Nacht. Die Äste der alten Bäume jammerten vom verlassenen Nachbargrundstück herüber; erste große Regentropfen gaben, vereinzelt auf das Dachfenster prasselnd, einen unruhigen Rhythmus dazu: Die spaltweit geöffnete Scheibe verstärkte das Trommeln, gleich einer Membran.

Es war zu warm im Zimmer. Die verbrauchte Luft roch ein wenig nach Rauch und sehr nach zu langem Alleinsein. Malte wartete, während der Computer hochgefahren wurde; das dauerte; seufzend stand er auf, wollte die *White Stripes*-LP wenden. Am Fenster hielt er inne und sah hinaus in die auffrischenden Böen. Es mochte kurz nach zehn am Abend sein.

Zurück am Rechner; ein Mausclick, und er war drin! Die Startseite auf dem Computerbildschirm zeigte das inzwischen wohl vertraute Bild: Die *google*--Suchmaschine bot ihre Dienste an.

Bald war er eingetaucht in die Welt-in-der-Welt, die sich Bildschirm-Seite für Seite auf seinem Monitor ausbreitete. Eine seiner Ratten hatte einen Ausschlag am Bauch; er suchte nach einer Erklärung dafür, um nach Möglichkeit einen Tierarztbesuch zu sparen.

Die am interessantesten klingende Seite zum Thema Ratten war schlicht, aufgemacht wie eine Zeitung. War da eines, was man im Internet lernen konnte, dann, dass es „Liebhaber“ für alles gab: Modellflugzeuge, seltene Käfer Amazoniens, historische Küchengeräte, verabredete „Seitensprünge“, getragene Unterwäsche. In einem halben Jahr Internet hatte Malte mehr über Hobbys, Spleens, menschliche Perversionen und Abgründe gelernt, als er es sich nach einem halben Leben als routinierter Fernsehzuschauer je hätte ausdenken können.

Der Ratten-Liebhaber gab allerlei Tipps rund um das Haustier und seine Pflege. Einigermaßen aufschlussreich fand Malte die Empfehlung, den Tieren eine große Kugel aus geflochtenem Heu mit vier Ausgängen in den Käfig zu stellen - diese würde „gern zum Klettern und Kuschneln genutzt.“ Zahllose weitere Seiten folgten, leider nichts über den Ausschlag seiner Ratte. Er erinnerte sich an einen schauerhaften Artikel über die Syphilis und Marquis de Sade. Gerade las Malte unverständliche Gedichte einer Chilenin, die im letzten Jahr in Usedom den Literaturpreis der dortigen Kreissparkasse gewonnen hatte, „Tränen der Aussätzigen“ hieß ihr Debüt, erschienen im Paderborner Arnim-von-Hutten-Literaturverlag.

Er ging nach dem Lustprinzip vor: Auf der ersten Seite kommunizierte er als Leser noch mit dem Verfasser der Seite oder deren Auftraggebern, oft genug gab es da eine Kontaktadresse, ein Foto oder andere Hinweise persönlicher Natur. Doch schon mit dem ersten Link, und noch mehr mit jedem folgenden, fiel diese scheinbare Persönlichkeit in sich zusammen: Der oder die sich Mitteilenden waren für den weiteren Verlauf von Maltes Recherche, die ihren Gegenstand: den Ausschlag seines Tieres, bald vergaß, ebenso unbedeutend wie ein Surfer für die Wogen des Meeres.

Malte faszinierte das Internet; nicht nur, weil hier jeder Sender und Empfänger zugleich sein konnte, weil eine Seite über seltene kanadische Haubentaucher genau denselben Status hatte wie die von Microsoft oder des Pentagon. Davon schwärmten sogar seine Professoren, nannten es gar hochtrabend „demokratisches Potenzial“ der Neuen Medien. Nein, Maltes Begeisterung war bescheidenerer Natur: Er liebte die völlige Sinnlosigkeit längeren Surfens; selten fand man, was man gesucht hatte. Und wie rasch war das dann auch gleichgültig.

Seite folgte auf Seite, Bild auf Bild: ein Akt fast schon künstlerischer Schöpfung, nur leider flüchtig, ohne je an sein Publikum zu gelangen; diese flüchtige creatio ex nihilo schuf ein offenes, bedeutungsleeres Kunstwerk von dadaistischer Sinnlosigkeit. Gut, eine Art Text entstand für den User, zusammengesetzt aus den rasch aufgeschnappten Inhalten der verschiedenen Seiten, die er ansteuerte, doch der jeweilige Sinn war rasch vollständig zerstreut, aufgelöst in ein Netzwerk von Knotenpunkten, von weiteren Satzfolgen, Grafiken und Bildern, die unterschiedlichste Informationen verhießen.

Was da entstand, eingebettet in ein verschlingendes Gespinnst von Sätzen und Bildern, war ebenso gut seine Schöpfung, als hätte er es von Hand fabriziert; es war ja vollständig von seinem Interesse abhängig, welchen Weg er ging: alles nur in seinem Kopf. Ansonsten warteten diese rasch zurückgelassenen Seiten da draußen wie ausgehungerte Spinnen auf Betrachter, die sich in aller Regel nur selten dorthin verirrt. Es war, als kritzele er ein Gedicht auf eine Blatt Papier, nur für sich, um es dann, später, gelangweilt in den Papierkorb segeln zu lassen.

Dass es ein genüssliches Schlendern auf Holzwegen und durch Gestrüpp war, nicht um zu finden und zu erfinden, sondern um zu staunen und sich zu irren – auch das gehörte zum Spiel. Wie auch, dass das ästhetische Empfinden

in aller Regel aufs Größte beleidigt wurde durch die zahlreichen kommerziellen und nicht-kommerziellen Angebote, auf die man da stieß.

Enlarge your Penis-Size right now!

Es konnte kein Zufall sein, dass dies technisch zu einer Zeit möglich wurde, als das Vertrauen in die Idee von Ursache und Wirkung schwer erschüttert war: das Unbehagen daran faszinierte. Als er gerade eine mp3 der *Libertines* herunterlud, stürzte der Rechner ab.

Während des Neustarts tippte Malte nervös auf dem DSL-Modem herum; er hoffte, dadurch würde rascher eine Verbindung zustande kommen; manchmal dauerte das dann 20 Minuten und mehr, und niemand hatte ihm bisher sagen können, woran das liegen konnte. Ein sanftes Massieren des Modems, eher ein unrhythmisches Pochen während des Neustarts brachte gelegentlich einen gewissen Erfolg - glaubte Malte wenigstens in langwierigen Versuchen herausgefunden zu haben. Seine Mutter sprach mit Pflanzen ...

Im schalen Grau des Bildschirms spiegelte sich seine Gestalt. Nichts an ihm war auffällig, weshalb die ziemlich gewöhnliche Brille alles bestimmte. Sein Kinn männlich stark, die Augen dunkel, war er glatt rasiert, die Haut allerdings ein wenig unrein. Seine schulterlangen, aschblonden Locken wanderten Jahr um Jahr weiter von seinen nur schwach ausgeprägten Augenbrauen weg: Dieses Gesicht, seit Jahren hasste er es, obgleich er aus bitterer Erfahrung längst gelernt haben sollte, dass seine Physiognomie und er in Eintracht weiter kamen ...

Er hatte Glück, es klappte: Während der neue *Libertines*-Song lief, war Malte schon bald viel weiter: Manchmal fragte er sich ernsthaft, ob es sich lohne, außer essen und schlafen vielleicht noch etwas anderes zu tun als zu surfen. Im Netz konnte man alles tun, was man im wirklichen Leben auch tat, aber vorm Bildschirm machte man es zu Hause!

Außerdem war das ja etwas anderes als Fernsehen oder ins Kino gehen, etwas ungleich Poetischeres: Nur über solche sich jeweils neu erschaffenden Reisen ohne Anfang, Ende und tieferem Sinn, über Texte, wie sie beim Surfen entstanden, konnte man die Gelassenheit bekommen, sich „heute noch“, wie seine Professoren es formuliert hätten, an Erklärungen der Welt oder besser: ihrer Teile zu wagen. Indem die Maschine dem Prinzip der Wiederholung, des ewigen 0 oder 1, gehorchte, wurde sie fast schon lebendig. Auch das Leben basierte, Herzschlag für Herzschlag auf solchen Wiederholungen des Immerselben. Gut, es war wie immer eine Definitionsfrage.

Er erhob sich. Sich streckend, prüfte er sein Profil im Spiegel. Mit seinem Körper war er ganz zufrieden; einen Meter sechszwanzig groß und eher muskulös, trainierte er seit einiger Zeit die Oberarmmuskeln, weil er glaubte, dass die meisten Frauen das gerade wieder mochten. Sein hautenges T-Shirt in Babyblau mit der feinen Aufschrift '2. *Sieger*' stand ihm, fand er.

Einen Moment dachte er an nichts, dann, wie von einer fremden Macht gesteuert, setzte er sich an den Schreibtisch, holte Tabak und Zigarettenpapier und die kleine indische Metallschachtel aus ihrem Depot. Mit leicht zitternden Fingern bröselte er das von einem Freund selbst angebaute Gras in den starken Tabak, rollte routiniert einen Filter aus Papier und gab eine Brise ganz weichen Schwarzen Afghanens obendrein; dann drehte er sich eine formschöne Zigarette und setzte diese in Brand; er unterdrückte ein schlechtes Gewissen - eigentlich hatte er heute nichts mehr rauchen, seinen in letzter Zeit bedenklich angewachsenen Konsum längerfristig reduzieren wollen.

Tief inhalierend, ließ Malte den harzigen Qualm langsam seinem Mund entströmen; so saß er auf der Couch und erfüllte die verwobenen Takte einer LP aus den Siebzigern, die seiner Mutter gehörte; er dachte ein wenig stolz, dass das sonst heute kein Mensch mehr hatte.

Wie unter Zwang philosophierte er mit Blick auf den Rechner weiter: Alles war in dieser grau gerahmten Welt jenseits des Bildschirms nun wieder unberührt, der Diktatur seines Zugriffs entzogen: draußen wieder, jetzt, ohne vermeintlichen Zusammenhang. In ihrem verborgenen Innern schien diese Maschine der langweiligen Herrschaft der Zeit und des Raums enthoben, erzeugte ein Tor, durch welches zu schreiten stete Verlockung blieb.

Er ging ein wenig unruhig im Zimmer umher, ein Spaziergang durch ein mittleres Chaos aus Zeitschriften, Kartons mit technischen Geräten darin, die darauf warteten, installiert oder gegen Bessere getauscht zu werden, Verpackungen einer Fastfood-Kette, die frei Haus lieferte, und seinen Computerbüchern; all das wurde von Stiften, Notizzetteln, wahllos durcheinander geworfenen Kleidungsstücken und diversen Kabeln abgerundet. Wie eine riesige Pizza, belegt mit allem, was nur greifbar schien: Im Ganzen eine Organisiertheit der eigenen Welt, die für andere nicht besonders appetitlich sein mochte, für Malte hatte sie durchaus ihre Vorteile, kontrastierte doch der Boden wunderbar mit den fast völlig kahlen, beige gestrichenen Wänden des Dachstocks.

Regen trommelte jetzt heftig auf das Glas; Malte öffnete das Fenster weiter und sah in das milchige Dunkel jenseits der Straßenlaternen; begierig sog er das Unwetter in sich auf, den Duft des Gewitters, den Anblick der im Wind schaukelnden Bäume, das Heulen der Böen. Spielerisch hielt er eine Hand hinaus und fühlte die Tropfen auf seine Haut fallen, er leckte ein wenig vom durchsichtigen Nass: das milde, leicht säuerliche Aroma weichen Wassers.

Susanne

Es war ein herrlicher Tag, zu schade, um allein verbracht zu werden: Doch Hannah war beruflich nach Frankfurt gefahren, vorgestern Abend, und schon jetzt vermisste Susanne die Geliebte, als sei die bereits einen Monat weg. Nie hätte sie gedacht, noch einmal so zu lieben: Erwartungsfrohes Erwachen nach halbdurchwachten Nächten, traumverlorene Tage ohne Zeitgefühl, Schmetterlinge im Bauch. Und doch war alles anders als beim letzten Mal, vor gut fünfzehn Jahren mit Walter, leichter. Meist schien ihr der Gedanke ohnehin fern, einmal verliebt in diesen Mann gewesen zu sein.

Natürlich gab es Erinnerungen an ihn; ihr erster gemeinsamer Urlaub, in der Provence: Momente, die sie nie vergessen würde ... *'Seine Lust ist deine Lust'* - er, hinter ihr, bewegt sich scheinbar nicht, obgleich er präzise und kraftvoll arbeitet wie eine pulsierende Maschine. Stürmisch wie der heiße Schirokko und zugleich kühl, seine verschwitzte Haut auf ihr. Den Rock hat er ihr hochgestreift, presst seine harten Hüftknochen fest an ihren Hintern, dringt in sie ein, in ihr Geschlecht, das sich wie zuvor ihr Kleid seiner Berührung widerstandslos fügt. Lautlos gleitend gehört sie ihm durch die Macht seiner Bewegungen, fühlt sich unter seiner Begierde zergehen (es ist so heiß...), öffnet und weitet sich für ihn. Was sich sonst um sie befindet, Teller, ein Picknickkorb, seine Stiefel, ist nur im Weg, ihr Knöchel stößt gegen die Flasche Cola, und deren kühler Inhalt ergießt sich prickelnd über ihre Wade, was sie noch mehr erregt ...

Heute wusste sie, was sie für einen Mann, irgendeinen Mann, empfinden konnte, war keine Liebe; lieben konnte sie nur eine Frau. Eines sonnigen Herbsttages war ein Mädchen in ihr Leben getreten, Michaela - ohne vorher anzuklopfen, ihr erstes Mal mit einer erwachsenen Frau, betrunken im Auto während einer Party, auf die Walter nicht hatte mitkommen wollen. Michas zarter Mund auf ihrem Körper, die fremden Finger in ihren Haaren, ihre Zunge auf Entdeckungsreise, eingetaucht in eine Welle der Lust, in eine reißende Strömung, die sie zu sich selbst führte: Es war wie eine längst nicht mehr erwartete Heimkehr gewesen.

Dann, später, waren andere gekommen, Andrea, Karin, Ortrun ... Nicht viele, aber immer wieder. Davon wusste er nichts. Was änderte das auch, wenn er davon erführe?

Ein milder Windstoß fuhr ihr durch das offene, halblange Haar. Es war früher Nachmittag und wärmer als an manchem Frühlingstag, und das im Januar! Wenn sie nicht arbeiten musste, liebte sie es, den ganzen Tag ohne Uhr zu leben, den Rhythmus der Natur mit dem ihren verschmelzen lassen; sie hatte seit gestern frei und war allein - Walter weilte zum Glück beruflich in Dresden. Obwohl Hannah sich immer große Mühe gab mit ihren Erklärungen, hatte Susanne nur eine vage Vorstellung, was die Geliebte beruflich machte. Nur so viel hatte sie verstanden: Als eine der noch immer wenigen erfolgreichen Informatikerinnen, zudem als eine der Besten, arbeitete sie vorwiegend als Programmiererin bei namhaften Firmen, spezialisiert auf komplexe E-Commerce-Anwendungen. Die Titel in diesem Bereich waren irreführend; ‚Director‘ hieß gar nichts, ‚Administratoren‘ waren heute schon ehemalige Elektriker. Hannah hingegen galt in der Branche anscheinend als eine der Besten ihres Fachs: Nichts konnte Hannah zutreffender beschreiben. Sie war früher lange bei HAL & CO. gewesen, konnte sich inzwischen, in Zeiten wo freie Mitarbeit nahezu ausgestorben war, vor Einsätzen gar nicht mehr retten (mit ironischem Lächeln über den affigen Anglizismus bezeichnete sie sich angesichts ihrer häufigen 60-Stunden-Wochen manchmal als ‚Ritter lance-a-lot‘).

All das lag an einer speziellen, immens komplexen Software, die sie vor ein paar Jahren in den USA mitentwickelt hatte und die für zahlreiche Großkonzerne inzwischen Standard war. Susanne konnte sich das nicht recht vorstellen, aber freie Zeiteinteilung und geradezu unglaubliche Stundensätze von bis zu 250 Euro waren der Lohn für die damalige Leistung, wochenlange Hotelaufenthalte in irgendwelchen tristen Groß- und Mittelstädten der Republik der Preis für Hannahs beruflichen Erfolg.

Susanne nahm die fast leere S-Bahn, stieg an ihrer üblichen Haltestelle aus und war bald am Rand des dichten, winterkahlen Waldes, der im Glanz des Tageslichts einen seltsam friedlichen Eindruck machte. Die tief stehende Wintersonne strahlte vom blauen Himmel mit Susannes Laune um die Wette; das Gegenlicht blendete die von der verlassenem Haltestelle gemächlich in Richtung Wald Schlendernde auf angenehme Weise.

Branco stürmte voraus, schnüffelte hier und da, Fleisch gewordene Freude wie jeden Tag, wenn er nach draußen kam. Hinter diesem manischen Im-Jetzt-Sein, frei von der Last eines Gedankens, ahnte Susanne das Glück. Trügerisches Frühlingserwachen drang mit jedem Atemzug in Susannes Lungen. Sie brauchte nur die leichte Jacke rote Lederjacke, die trug sie offen. Verharrte sie kurz in der Sonne, konnte sie die schon vergessen geglaubte Wärme im Gesicht spüren, ahnte das schlummernde Leben inmitten all der verblassten Farben, im Erdreich, auf den kahlen Bäumen, unterm toten Laub.

Der Weg ging tiefer in den Wald hinein, verließ endlich die Straße, auf der sogar schon wieder Motorradfahrer – anscheinend Pest eines jeden schönen Tages - unter lautem Dröhnen die Luft verpesteten; an einer Einbuchtung parkten mehrere Autos.

Direkt vor der Schranke stand unter einem Schild mit der Aufschrift *'Achtung Sturmholz. Lebensgefahr!'* ein Wagen der gehobenen Mittelklasse, ein besonders geschmackloses Modell in Goldmetallik mit hellbraunen Ledersitzen. Auf dem Beifahrersitz hockte ein Oberlippenbartträger Anfang vierzig mit hochgeschlagenem Trenchcoat, er erinnerte sie an ihren Mann, wie er nervös seine Zigarette beinahe aufaß und das Fenster nicht einmal spaltweit geöffnet hatte, als wolle er aller Welt zeigen, dass ihm die Pracht dieses Tages gleichgültig war -

nichts gegen das hässliche Interieur seines teuren Autos und seine Sucht; dieser Vorfrühlingstag ging ihn offensichtlich wenig an.

Die Fahrerin war ausgestiegen und machte einen kleinen Spaziergang, allein: Gerade einmal achtzig Meter ging sie den Weg bergan, machte dann, mit hilfloser Geste, kehrt, zurück zu ihrem Begleiter im Auto, der vermutlich ihre bürgerliche Existenz war. Es war eine Philippinin, gediegen gekleidet, Mitte zwanzig: 'Sicher gekauft ...', dachte Susanne voller Verachtung für ihren Herrn. Die andere sah sie aus ihren großen, dunklen Augen an, Susanne gewährte einen wissenden Ausdruck in ihrem Blick, und beide dachten an den Kerl im Auto: 'Was für ein Mensch, den es an einem solchen Tag nicht hinaus drängt ...' Wie roh musste so einer sein, wie abgestumpft! Typen wie dieser, das war für sie: Deutschland.

Bald spürte Susanne wieder die Sonne im Gesicht, während die Fremde in ihr Leben zurückkehrte: Wahrscheinlich musste sie, hatte gar keine Wahl, so verschwand sie im Gefährt ihres Versorgers. Susanne hingegen schritt auf weichem Grund tiefer in den Wald. Gern hätte sie die Frau mit sich genommen, nur für diesen einen, langen Spaziergang. Statt dessen allein eintauchend in ihre Erinnerungen, staunte sie über das Grün des Mooses an manchen Stellen inmitten all des verblichenen Wintergraus, blieb mehrfach stehen, wo die Sonne ihr Gesicht wärmte.

Voller Sehnsucht dachte sie an Hannah, die gerade wahrscheinlich vor irgendeinem Bildschirm saß, mit konzentriert gerunzelter Stirn, die neue Brille, die sie gemeinsam ausgesucht hatten, fast schon auf die Nasenspitze gerutscht, sicher einen Stift oder eine Zigarette im Mund, und mit unglaublicher Geschwindigkeit Zahlen und Buchstaben in die Tastatur hämmernd, während um sie herum in hektischer Geschäftigkeit Menschen durcheinander eilten, diskutierten, Telefone klingelten. 'Es brennt, wenn ich komme', sagte Hannah immer. Das eine Mal, als Susanne sie hatte abholen wollen, in einem Ort namens Böblingen, war dieser Satz ihr stark untertrieben vorgekommen: All die fremden Menschen hatten in ihrer manischen Hysterie den Eindruck erweckt, als würden sie in wenigen Minuten kollektiv Selbstmord begehen, wenn Hannah sie nicht rettete.

Branco kam angerannt und starrte sie erwartungsfroh an; sie tätschelte ihn kurz, schon war er wieder weg, überließ sie ihren Gedanken.

Wie seltsam diese Welt war! Sie hatte vorhin Zeitung gelesen: Schön wäre es, eine Art Weltbeobachter zu sein, mit den unvorstellbaren Möglichkeiten einer überlegenen, längst verschwundenen Spezies. Leicht würde es sein, beispielsweise von einer Raumkapsel aus, die um die Erde kreiste, all die Diktatoren, Vergewaltiger, Folterer, US-Präsidenten, Konzernherren aus ihren sicheren Häusern zu holen, sie endlich zur Verantwortung zu ziehen ...

Plötzlich raschelte es über ihr. Ein feines, vogelgleiches Pfeifen setzte ein, schwoll an und ebte wieder ab. Branco verbellte den Baum, sie mahnte ihn kurz zur Ruhe, er verlor rasch das Interesse und trabte von dannen. Sie blickte hinauf: In einer Astgabel, gut sechs Meter über ihr, stand ein junger Mann offensichtlich osteuropäischer Herkunft, verwahrlost, vollbärtig. In zerrissener, schmutziger Jeans, trällerte er, den gläsernen Blick zum Himmel, zur Vorfrühlingssonne gerichtet. Eine alte Weise aus seiner Heimat? Verschmitzt grinste er ihr zu, dann hob er wieder den Blick und zwitscherte, dass es eine Freude war. Passierende Rentner gaben sich empört und wiesen mit Regenschirmen auf das Unerhörte. Susanne lächelte. Da hatte einer den perfekten Ausdruck seiner Randständigkeit gefunden, war einfach auf einen Baum geklettert und pfiff sich eins auf die Welt zu seinen Füßen. Sie erreichte die Bushaltestelle rechtzeitig und setzte sich, einer Gewohnheit folgend, ganz nach hinten, wie sie es schon auf dem Schulweg getan hatte. Branco nahm zu ihren Füßen Platz, glücklich-erschöpft. In den Außenbezirken der Stadt ging es nur schleppend voran, irgendwo weiter vorne hatte es einen Unfall gegeben; der Bus kam praktisch nicht vom Fleck.

Susanne beobachtete aus dem stehenden Gefährt die Leute auf dem Bürgersteig. Selbst die aus dem Süden und Südosten des zusammenwachsenden Europa stammenden Menschen dieses Viertels eilten, darin zumindest vollkommen deutsch, mit gesenktem Kopf, ohne Zeit zu verlieren, ihrer Bestimmung entgegen. Gelebte Integration, das integrierte Leben: Bestandteil sein. Widerlich. Das Tagwerk forderte seinen Tribut: Von nichts kam hier bestimmt nichts. In Deutschland hatte Arbeit schon immer frei gemacht, hier verwendete man traditionell viel Fantasie und Mühe auf den Umgang mit dem arbeitsscheuen Gesindel. Jeder musste schließlich arbeiten (oder was man heute so Arbeit nannte). Was sollte man sonst auch tun? Gut, niemand machte es gerne ... Aber von etwas musste man leben, hatte schließlich die Kinder zu versorgen. Oder wollte es mal soweit bringen, die Kinder zu versorgen, falls der nächste, der oder die Richtige denn blieb. Es ging immer um alles: um die Familie, das berufliche Weiterkommen, den Aufstieg. Hinter der nächsten Ecke schon konnte der Erfolg lauern, der ganz große Durchbruch: Deutschland suchte den Superstar. Wenigstens ein eigenes Restaurant, AbteilungsleiterIn, Art DirectorIn, ChefeinkäuferIn, die Position des PersonalchefIn sollte es schon sein – also, nichts wie weiter!

Gedankenverloren kraulte Susanne Brancos Nacken. 'Erzähl den Maulwürfen von der Schönheit eines Sonnenuntergangs: Sie lachen dich aus. Und sie haben ja Recht, sind sie doch blind. Ihr Leben ist: Wühlen im Dreck. Und sich auch noch gut fühlen dabei ...', dachte sie, und überlegte einmal mehr, ob sie nicht endlich aussteigen sollte, zunächst mal hier auf offener Strecke. Wie so oft schwor sie sich, dieses verkommene Land einmal zu verlassen, auf immer!

Malte

Eigentlich brauchte er nur eine Pizza, Taschentücher und eine Flasche Wein. Doch in seinem DX befand sich anderes, und alles war erschreckend teuer, kostete in etwa das Doppelte dessen, was es seiner Erfahrung nach wert war. Am Weinregal machte ihn diese Preispolitik minutenlang entscheidungsunfähig, ein weiteres Mal verloren im Supermarkt.

Plötzlich begann unvermittelt direkt hinter ihm einer laut zu sprechen: „Schatzi, du, ich steh’ jetzt im PLUS, ja, direkt vor den *Milupa*-Breis, du weißt schon, gegenüber ist die Wurst...“ Malte fuhr herum, dachte an einen Geisteskranken, denn der Kerl da stand völlig allein. Jetzt erst sah Malte das Mobiltelefon in der Hand des jungen Mannes: weite Jeans, noch weiteres Sweatshirt von *Hugo Boss*, Brille, ziemlich deutlicher Bauchansatz, über der Stirn schon ziemlich kahl, dabei noch keine dreißig, war der Kerl völlig untrainiert und hatte ganz rote Bäckchen vom Einkaufswagenschieben; er stank regelrecht nach irgendetwas wie Apfelkompott.

„Deine Schokolade hab’ ich auch schon, ja, selbstverständlich die mit der extra Portion Rahm... Nur die Glühbirnen... Was, gegenüber vom Obst? Och, da war ich doch schon. Nee, da geh’ ich jetzt nicht noch mal hin, wir haben doch noch... Gut, wenn’s sein muss. O.K... Weißt du was, ich nehm’ gleich drei von den Breis mit!“

„... Klar denke ich an deine Schuhe, Schatz ... Und dann noch zur Apotheke. Was? Weißt was, ich ruf noch mal an. Das kann ich mir jetzt nicht alles merken ... Was macht Leo-Spatz? Jetzt gib ihn mir schon!“

„...Na, Schnurzel, wer ist denn da? Ja, sag’ schon, wer ist denn da am Handy? Das ist ja der Pappi! Na, mein Süßer, der besorgt lecker Happa-Happa für den kleinen Leo-Spatz ...“

Der Rest lief in unverständlichen Gluckslauten aus, Malte traf bei einer männlichen Aushilfe im weißem Kittel auf denselben Blick, den er zur Schau stellte. Das immerhin tat wohl.

Zu Hause am Rechner holte ihn seine Unschlüssigkeit wieder ein. Freunde hatten ihm von ihren neuen Liebschaften berichtet, die sie über das Internet kennen gelernt hatten. Früher hätte man verschämt verschwiegen, wenn man die neue Freundin über eine Kontaktanzeige kennen gelernt hatte. Heute waren die meisten, so schien es, stolz darauf, das neue Glück über irgendeine Flirtbörse, einen Chatroom oder auf Seiten mit fantasievollen Namen wie *singled-out.de* gefunden zu haben.

Einigen seiner Kommilitonen war das zur einzigen Freizeitgestaltung geworden, beispielsweise Peter. Der war nicht der Schönste, doch er erlebte etwas: Er fuhr am Wochenende zu einer Gabriele nach Bielefeld, die stand angeblich auf SM; das war ein aufregender Flirt in einem McDonalds gewesen. Hätte sie nicht ins Kino mit einer Freundin gemusst, es wäre vielleicht eine fesselnde Nacht geworden. Petra in Passau am Mittwoch hatte blonde, hoch gesteckte Haare, und war richtig süß, erst 21. Man hatte Telefonnummern getauscht. Und für Mareike war er sogar am Freitagnachmittag bis Bremerhaven gefahren, Distanz erhöhte den Reiz. Leider hatte Peter sie dann in einem House-Club verpasst. Aber immerhin, sie blieben in Verbindung, das hatte er noch vom Hotelzimmer aus per Mail klargemacht. So schienen die meisten seiner Bekannten inzwischen, Internet sei dank, ein aufregendes Liebesleben zu führen.

Auf Maltes anfängliche Frage, warum er nicht einfach hier eine Frau ansprache, an der Uni oder in einer Kneipe, hatte Peter ihn bloß verständnislos angesehen: „Einfach so anquatschen? Also Malte, da draußen rennen etwa 50.000 Lans rum, die alles, was bloß von weitem nach Frau aussieht, aus dem Auto anhupen, dumm zutexten oder sie gleich antatschen. Jede Frau erlebt das etwa 10 Mal täglich - und findet es zurecht ziemlich lästig. Also mal ehrlich: Möchtest du dich mit diesen Typen in eine Reihe stellen? Denen gehört die Straße, uns das Netz – also zumindest, wenn du was mit ein bisschen Niveau suchst ...“

Zu seiner eigenen Überraschung war Malte online genauso schüchtern wie im richtigen Leben (man nahm sich ja überallhin selbst mit). Zwar sahen die Frauen auf den wenigen bebilderten Anzeigen, die er da rastlos durchklickte, tatsächlich oft nicht schlecht aus, aber sie hatten, las man die zugehörigen Texte, doch ziemlich hohe Ansprüche.

Mit den Männern, allesamt Geschäftsführern, JuNGManagern, Art-Direktoren, Ärzten, Staatsanwälten, Künstlern konnte er ohnehin nicht konkurrieren. Auch hatte er noch nie mit einer Frau geschlafen, wollte also nicht mit den exotischen sexuellen Vorlieben seiner Fantasie prahlen. Und die meisten der Frauen schienen anstelle eines Lebens- eher einen Freizeitpartner zu suchen (gerne zum Inlinern, Mountainbiken, Salsa oder Merengue tanzen). Oder gleich einen Barkeeper? Weshalb sonst hielten alle jungen Damen ihre Lieblingscocktails für erwähnenswert?

Auch ihre Namen, „steinzicke“, „zaubermaus_89“, „wizard-lady“ oder „action-girl 72“, wobei die Zahl häufig originellerweise für das Geburtsjahr stand, bereiteten ihm Stirnrunzeln. Auffallend war, dass die meisten in der Werbung arbeiteten; hier war wohl berufsbedingt einerseits das Vertrauen in Anzeigen am größten - und andererseits die Gelegenheit am geringsten, jemanden auf normalem Weg kennen zu lernen. Kein Wunder, wenn man jeden Tag bis um 11 Uhr abends in einer Agentur hockte.

Am befremdlichsten waren die „persönlichen Daten“; in all ihrer Unpersönlichkeit blieben sie Zahlen und stereotype Worte neben einem bemüht freundlichen Foto; Körpergröße, Augenfarbe und Gewicht wurden akribisch aufgelistet, ein Zeichen von Individualität war höchstens, dass letztere Angabe häufig ausgelassen

wurde. Der Rest schien noch banaler – alle liebten Reisen, wie es sich gehörte. Auch fast jeder interessierte sich brav für „Literatur, Kunst“ (jeweils ohne weiteren Angaben) und Kino (oft wurden unter dieser Rubrik, vielleicht zum Ausgleich, zehn und mehr Hollywoodfilme der letzten Jahre aufgelistet, allesamt Kassenknüller, als sage das irgendetwas). Man nannte auch recht fleißig weit gespannte kulinarische Vorlieben (italienisch, asiatisch, gutbürgerlich). Alle jungen Damen kochten „gut“ oder „sehr gut“. Die Logik legte also nahe, dass Frauen, die nicht gut kochten, eher Männer fanden?

Etwa die Hälfte bekannte sich offen zum Kinderwunsch, je älter, desto eher: Das war immerhin ehrlich, wenngleich es die Chancen sicher minderte. Musikalische oder modische Vorlieben hingegen blieben ausgesprochen vage. Ob jemand rauchte oder nicht, schien dagegen von allerhöchster Wichtigkeit zu sein. Je länger er das las, desto mehr fragte er sich, in was außer dem Mini-Foto sich da einer denn verlieben könnte, wo doch anscheinend alle einsamen Herzen einander derart ähnelten.

Probleme – Ängste, Essstörungen, negative Vorerfahrungen in Beziehungen, diverse Macken, gar Alkohol- oder Drogenprobleme – schienen diesen Glückskindern unbekannt, denen eben nur der richtige Partner, gewissermaßen das i-tüpfelchen. Oder wollte frau höflichkeitshalber nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen? Dafür waren anscheinend fast alle sportliche Naturen, und Sport machte ja froh.

Hobbys hingegen (jenseits vom augenzwinkernden „alles, was Spaß macht“) kamen kaum vor. Das überraschte Malte, der immer dachte, der Einzige zu sein, der keine Hobbys hatte. Taten sich Menschen ohne Hobby und ohne psychische Probleme etwa schwerer bei der Suche nach dem passenden Gegenstück? Zu viel Normalität war womöglich sogar hinderlich - fehlte da so etwas wie ein Wiedererkennungseffekt?

Das Wort Liebe fiel kaum. Wenn, dann im Rahmen von Sinnsprüchen oder populären Gedichten; absoluter Favorit schien Hermann Hesse. Der war fast so prominent wie der allgegenwärtige „Spaß“. Malte erinnerte sich an die Mädchen aus seine Grundschulzeit, die für Poesiealben (und Hesse) schon damals eine große Vorliebe an den Tag gelegt hatten.

Die Ansprüche an den „Flirt-Partner“ waren entweder ungeheuer konkret („braune Augen, 25 – 28 Jahre, 1.85 cm – 1.95 cm, schwarze Haare, kein Bauch und Bart, humorvoll, männlich, spontan“ – also ganz der Ex) - oder auffallend vage („kein Softie“). Bedürfnisse, wie sich mit jemandem wohl zu fühlen, sich zu verlieben oder sich fallen lassen zu können, schienen nicht vorhanden. Im Gedächtnis blieb ihm nur eine Anzeige; der Betreffende hatte fast nichts ausgefüllt, nur bei „*ich suche*“ im alten Stil, wenn auch in gebrochenem Deutsch einige sprechende Zeilen verfasst: „Ich bin ein italienisch Mann von 43 Jahren, jeder Monat für einige Tage in Südliche Deutschland für Arbeit. Es würde mir gefallen, ein schönes, nette zu treffen, Mädchen von 20 mit 40 Jahren, um mich den Abend zu Abendessen anzuhalten und mich unterhalten, vielleicht auch gehen zu und dann tanzen... Jenes, das wir wollen werden, wird ihn machen. Die Dirnen gefallen mir nicht. Einzige sauber, schön, ich bin nicht schön, sondern attraktiv und gentleman. Schreibe mich, nicht zögern.“

„*Jenes, das wir wollen werden, wird ihn machen*“ – das war hübsch gesagt. Nach etwa einer Stunde vor dieser Datenbank war Malte allerdings ziemlich verwirrt. Wenn das repräsentativ für die zur Auswahl stehenden Single-Frauen war, dann würde diese ausgesprochen schwer fallen. Immerhin prahlte die Seite mit 3,4 Millionen Mitgliedern. Der komplizierte Log-in - man musste sich erst registrieren, Mitglied werden, einen Newsletter abonnieren, wenn der so genannte Service nicht gleich etwas kostete -, erklärte immerhin die fantasievollen Nicknames: Alles, was er sich ausdachte, war bereits vergeben. Und selbst, wenn er einen Namen gefunden hätte, musste man noch ein Passwort finden und einige Fragefelder ausfüllen.

Nachdem er auch das hinter sich gebracht hatte, wurde ihm beschieden, er werde innerhalb von 24 Stunden per Mail als neues Mitglied bestätigt. So gesehen war Malte nicht unglücklich, als ihm das Klingeln der Mikrowelle bedeutete, dass seine Pizza fertig war, was ihn endgültig von der Qual der Wahl erlöste.

DEFRAGMENTIERUNGSPÄNE

Susanne

Sie kochte noch immer jeden Abend für ihn. Schwer hing der Geruch von Blaukraut und Gulasch in der Wohnung (für ihn bereitet, sie aß kein Fleisch). Das Essen war längst fertig, er aber noch immer nicht da; so standen die Töpfe auf kleinster Flamme auf dem Herd und verstärkten noch den allgegenwärtigen Eindruck des Wartens, der auf den Dingen der einst in aufwändiger Eigenarbeit renovieren Wohnung lastete. Die dumpfe Wärme raubte ihr plötzlich den Atem; sie lüftete ausgiebig.

Jetzt war ihr wieder kalt. Er mochte es nicht, wenn zu sehr geheizt wurde; die Kosten. Susanne fror deshalb oft, nicht nur im Winter. Ihn plagte dafür der Rücken: Den ganzen Tag im Büro hocken, das sei nichts für ihn, sagte

er fast jeden Tag. Sie wusste nicht, was dann sonst etwas für ihn sein könne, er hatte nie etwas anderes gemacht und sprach ohnehin nicht über seine Arbeit. Walter war Ingenieur.

Da, das vertraute Geräusch des Schlüssels im Schloss, gefürchtet und doch unvermeidlich. Sein erster Blick fiel ins Wohnzimmer, anklagend. Susanne hatte nachmittags gemalt und anscheinend den Teppich, „ein Erbstück meiner Mutter!“, mit ein paar Spritzern befleckt. Ihr war es nicht aufgefallen. Vor zwanzig Jahren, als sie sich begegnet waren, hatte sie sich um einen Platz auf der Kunstakademie beworben, war damals aber nicht genommen worden; im Moment arbeitete sie halbtags bei einem Anwalt. Seit einer Erlebniswoche in der Toskana - mit Meditation und kunsttherapeutischen Übungen – malte sie wieder. Sie wirke ausgeglichener seither, gab er zu, obwohl ihm die ganze Sache mit der Kunst seit je suspekt war.

„Du hast den Teppich ruiniert, altes Ferkel“, sagte er ein weiteres Mal. Wie hatte sie sich nur in einen Schwaben verlieben können? Sein Kuss war flüchtig, ihre Antwort: „Uh, du riechst nach Schnaps ... Wie war dein Tag?“, leitete zum Essen über.

Er machte den Fernseher an.

‘Wie wär’s mit einem guten Glas Wein zum Essen, Uta - Franziska, für dich auch ein Gläschen?’, sprach Superpapa in der Vorabendserie zur Supermama. Er stand inmitten einer Designerküche, welche die Fernsehleute wahrscheinlich für ‘todschick’ hielten. Offensichtlich war er bestens gelaunt: Das bildhübsche, vielleicht gerade vierzehnjährige Supertöchterchen Franzi war schon ausgebereitet, hurtig herbeigehüpft kam der kleine Wildfang, küsste Superpapa flüchtig auf die Wange. *‘Tschau Paps, mittwochs geh ich doch immer mit Dani reiten. Muss los, bin spät ... tschüs!’* Und schon hüpfte sie aus der Traumwohnung dem roten BMW-Cabriolet ihres Freundes Dani entgegen. Superpapa und Supermama lächelten innig: *‘Was für ein Glück, das wir unser Super-Töchterchen haben ...’*

Walter schaltete um, auf einen Sportsender, und sagte laut: „Immerhin, das mit dem Wein ist eine gute Idee. Magst du auch?“

Susanne lehnte ab. Sie war gerade auf Diät, in diesen Phasen glaubte sie, Alkohol mache dick. Walter wirkte nicht überrascht, dachte wohl: ‘Gut, so muss ich keine zweite Flasche mehr anbrechen heute Abend ...’ Dann setzte er sich zum Essen.

Sie aßen schweigend, jeder mühsam seine Gedankenfetzen zerkauend. Manche blieben hängen, wie das Fleisch zwischen seinen Zähnen. Unangenehm war die Wortlosigkeit zwischen ihnen, sie hielt jedoch nicht lange genug an, als dass es wen zum Reden verleitet hätte. Es gab ja auch nicht viel zu sagen: Susanne dachte ständig an Hannah, und darüber konnte sie schlecht mit ihm sprechen.

Geschwätz hingegen rieselte reichlich aus dem Fernsehgerät: Es ging um Bayern München, um die Chancen in der Champions’ League.

Nach dem Essen lehnte er sich zurück und streckte sich ausgiebig. Er wirkte müde. „Was hast du gemalt?“ Sie blickte ihn an, fast erschrocken über sein Interesse. Dann fasste sie sich und begann zu reden; ihre Malerei, ihre Schwierigkeit mit dem Ausdruck, mit der Bewegung der Tänzerinnen. Ihre neue Vorliebe für abgedeckte Grüntöne.

In gleichmäßigem Fluss entströmten die Worte ihrem Mund. Er hörte offensichtlich nicht zu, schlief fast ein. Ab und zu nickte er oder gab ein ‘oh!’ oder ‘natürlich!’ von sich, an Stellen, an denen er das wohl für passend hielt. Als sie etwa zehn Minuten geredet hatte, verkrampfte sich ihr Magen; mitten im Satz brach sie ab. Er registrierte das nicht, selbstverständlich nicht.

Weiter drangen Gesprächsfetzen über Bayern München in ihr Ohr.

Er fixierte erneut ihr Gesicht; sie glaubte in seinem Gesicht zu sehen, was er sah, während etwas in ihr weiterplapperte, pflichtbewusst: Ihre Lippen, natürlich, sie waren blass geworden und rissig an seiner Seite, ihr angegrautes Haar fiel ihr in Strähnen ins reife Gesicht; auch die Augenpartie war mit den Jahren faltiger, schattiger geworden. Die Haut auf den Wangen wirkte im Gegenlicht aufgedunsen. Und sie war entschieden zu dick, das vor allem.

Irgendwann wurde es ihr zu viel, derart gemustert zu werden: „Was starrst du mich die ganze Zeit so an? Gefall’ ich dir nicht mehr?“

Die plötzliche Aggressivität in ihrem Satz zerstörte wohl seine Behaglichkeit. Er sah auf den Fernseher, dem Fußball-Kaiser mitten ins Gesicht. Er grunzte: „Darf ich dich nicht mehr ansehen?“

Früher wäre es ihm gelungen, in diesen Satz etwas Verführerisches zu legen, heute jedoch ... Sie schnaubte verächtlich. Es fielen einige gereizte Worte, das übliche Geplänkel.

Nebenbei räumte sie das Geschirr in die Maschine und wischte den Tisch. Sie mied seinen Blick, seit Monaten.

‘Malst du nachher weiter? Ich seh’ mir das Spiel an...‘

„Was, keinen Film heute ...?“ Es gelang ihr nicht, das enttäuscht klingen zu lassen.

Sie verschwand schließlich im Wohnzimmer, wo Branco auf dem Sofa schlummerte. Ein wenig regte er sich, als sie eng an ihn gekuschelt leise weinte, ohne zu wissen, weshalb. Sie ging früh schlafen. In vier Tagen würde sie bei Hannah sein; nur noch vier Tage musste sie durchhalten ...

Malte

„... Dieser Aspekt ... ähm ... scheint mir besonders wichtig: Denn die Heideggersche Grundfrage nach dem ... ähm ... Sein des Seienden, oder, in anderen Worten, zu klären, ... ähm ... warum das Sein sei und nicht nichts sei – ungeachtet einmal der Frage, ob auch das Nichts sei, also Seinsform wäre, ... ähm ..., diese Frage scheint rezeptionsgeschichtlich in Frankreich bis heute weit ... ähm ... also doch virulenter zu sein als in Deutschland. Dies ... ähm ... muss man sagen, ist doch, auf den ersten Blick zumindest, ein wenig paradox ...“

Das für Maltes Geschmack allzu breite Schwäbisch des heutigen Referenten geriet erneut ins Stocken. Lange, rötliche Krauselocken türmten sich ab der Mitte seines vorne fast kahlen Schädels beinahe handhoch in alle Richtungen auf; er hatte ein weites, aufgeknöpftes Hemd an, darunter einen dunkelblauen Rollkragenpullover. Was er vortrug, las er von einem der zahllosen vor ihm ausgebreiteten Blätter ab, von denen er nie den Blick hob. Das Seminar war langweilig: Es bestand ausschließlich aus studentischen Referaten, bei denen Malte nicht nur heute den Eindruck hatte, die Redner wussten nicht, wovon sie sprachen. Er konnte das nicht mit letzter Gewissheit sagen, weil er nie dazu kam, die Texte anzuschauen, die zur Vorbereitung der Sitzungen zu lesen gewesen wären: Philosophie war nur zweites Nebenfach, und er hatte es aus reinem Interesse belegt.

So langweilte sich Malte im ohnehin nur spärlich besetzten Heidegger-Seminar, in dem Kolja und er bei weitem die Jüngsten waren; zu Maltes Bedauern war nicht eine einzige Studentin dabei – mehr als die Deutschen insgesamt schien der Meßkircher die Frauenwelt kalt zu lassen.

Malte ließ seinen Blick aus dem Fenster schweifen. Der Seminarraum befand sich im zehnten Stock des rein funktionalen Universitätsgebäudes, einer Perle der Architektur der siebziger Jahre; man übersah von hier oben die besseren Wohngegenden im Norden, jenseits der Weinberge. Dort hatte er früher gewohnt, konnte seiner Mutter ins Wohnzimmer sehen – jedenfalls mit einem guten Fernglas wäre das möglich gewesen.

So beobachtete er zerstreut die startenden und landenden Notfallhubschrauber, die auf dem Dach des gegenüberliegenden Hospitals gewagt wirkende Flugkunststücke vollführten. Dort drüben ging es um Leben und Tod, hier nur um das Sein und das Nichts, jedenfalls spielte der Referent gerade auf Sartre an.

Als die eineinhalb Stunden fast überstanden waren, empfahl der Dozent eine Veranstaltung des Kollegen Altmüller, eines Historikers, die „sehr aufschlussreich“ sei und im Anschluss stattfände. Die Philosophen wiesen häufig auf historische Vorlesungen hin.

„Gehst du hin?“, fragte Malte. Kolja verneinte, hatte sich mit zwei Freundinnen in der Mensa verabredet. Also beschloss Malte, der zwei Stunden bis zu einem Geografieseminar totschiagen musste, sich Altmüller anzuhören. Direktes Sonnenlicht drang zur Fensterfront herein. „Guten Tag, meine Damen und Herren, wir haben beim letzten Mal über Heinrich Christoph Albrecht gesprochen. Sie erinnern sich vielleicht noch an seinen Ausspruch. *„Das Motto ist: Wer (...) hat, dem wird gegeben. Wer nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat: (...) seine Zeit.“* Heute nun geht es um eine andere Variante frühdemokratischen Denkens ...“

Bald begann Malte, sich zu langweilen und blickte im Publikum umher. Da entdeckte er zu Füßen des Dozenten Peter. Er war seither von einem schlaksigen Kerl mit ausufernder Lockenpracht verdeckt gewesen.

Malte installierte zu Hause gerade *Linux*, das hieß, er war dran. Es hieß immer, Computer töteten Kommunikation. Das war Quatsch, in Wahrheit machten sie so viele Probleme, dass man fast ständig jemand brauchte, den man fragen konnte.

Peter würde ihm sicher helfen können, diese Vorlesung machte also durchaus Sinn. Er hörte jetzt zu. Altmüller sprach mit bewundernswerter Gelassenheit über dies und das; alle wirkten aufmerksamer, als sie es waren – oder schrieben beflissen Wort für Wort mit.

„Und nun, meine Damen und Herren, möchte ich abschließend zu einer ganz bemerkenswerten Schrift überleiten, Johann Adam Doris *‘Materialien zur Aufstellung einer vernunftmäßigen Theorie der Staatswirtschaft’*, dem ersten sozialistischen Theorieansatz aus Deutschland ...“

Bald war die Vorlesung zu Ende. *‘Die Welt ist, die beste Welt wird’*, versuchte er, sich einen Satz einzuprägen. Draußen, unmittelbar vor der Tür, bildete sich ein Knäuel schweigender Studierender, die alle mit glasigen Augen auf die Displays ihrer Mobiltelefone starrten. Drinnen, während der Vorlesung, war es nie so still gewesen. Malte drängelte sich durch; er musste sich beeilen, um Peter am Ausgang abzapfen zu können.

Wenig später saßen die beiden in der Cafeteria, jeder vor einer weißen Plastiktasse mit, selbst für hiesige Verhältnisse, ausgesprochen dünnem Kaffee. Maltes Kommilitone, ein groß gewachsener, hagerer Typ in kariertem Hemd und Jeans, hatte ein schmales Durchschnittsgesicht und braunes, störrisches Haar, das, obgleich ganz kurz geschritten, immer unfrisiert aussah.

„Klingt gut. musst du mal hinfahren. Ich hab leider nie Zeit für sowas, all die Hausarbeiten. – Immerhin, gestern habe ich *Linux* fast fertig installiert ...“, leitete Malte von Peters Schilderung seiner jüngsten Eroberung – Britta aus Erfurt, schon älter, aber sie stand anscheinend auf sexuell explizite Rollenspiele – auf sein Thema über.

„Toll! Tja, ist eine fantastische Sache. Und, läuft’s?“ Peter grinste wissend.

Malte mochte nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen und lenkte ab: „Na, ins Internet komm’ ich nicht, irgendwas geht da nicht richtig ...“

„Hey, sag doch nicht wie die Bauern Internet, du meinst doch das www, oder? Ist doch bloß ein gängiges Protokoll unter anderen, um verteilte Dokumente zu suchen und bereitzustellen. Gibt ja auch noch Archie, FTP oder Telnet. Das www ist halt am benutzerfreundlichsten, das ist aber schon alles. Für Idioten gesagt: Es vereinigt die Daten aller www-Server zu einer einzigen Datenbank.“

„Ein solcher Idiot ergänzt: Das www ist nicht nur eine weltweite Datenbank, sondern auch ein Interface, das viele anderen Dienste integriert, z.B. die elektronische Post.“

„Na also. Wer soll denn exakt sprechen, wenn nicht wir, die telematische Elite der Zukunft?“

Beide grinnten. Obwohl Peter ein fürchterlicher Rechthaber war, immer hatte er einige nützliche Tipps. Malte notierte sich das Wesentliche. Bald waren sie beim üblichen Philosophieren angelangt; Malte brachte seine derzeitige Lieblingsthese, wonach das reale Leben zugunsten der virtuellen Existenz im Netz zunehmend überflüssig werde, vorausgesetzt, die Technik funktionierte.

Peter runzelte die Stirn: „Das ist doch Quatsch!“

„Weshalb? Denk doch an die ganze Scheiße, die im echten Leben ständig passiert: Streit, körperliche Gewalt, Betrügereien, unglückliche Liebe, ätzender Smalltalk, Kontakt mit widerlichen Menschen. All das gibt es im Netz auch, aber da brauchst du nur weiterzuklicken, und der ganze Ärger ist ein für allemal weg. Ich sag ja nicht, dass du keine sozialen Kontakte haben sollst, dich mit Freunden treffen oder einer Frau, daran hindert dich doch niemand. Aber den ganzen lästigen Mist, denk bloß an Staus, Behördengänge, Schlange stehen, das mach ich doch lieber online. Man könnte viel eleganter leben, wenn man das alles nur richtig nutzte.“

Peter leerte seinen Kaffee.

„Wenn du immer vorher weißt, was lästig sein wird ... Nimm mal nur das www: Selbstverständlich könnte man das, was passiert, wenn du ein bisschen rumsurfst, als zeitverzögerte Kommunikation auffassen, wie wenn du ein Buch liest - der Verfasser der Texte auf einer Seite teilt sein Anliegen mit, und du nimmst das dann später auf. Kann man weiterklicken, wenn's Bullshit ist. In Ordnung., ein Buch kann man auch weglegen. Und niemand zwingt dich zum Schlange-Stehen. Aber das Problem ist ein ganz anderes, das www bedeutet doch Null-Kommunikation: Der Macher einer Seite bleibt spätestens nach dem zweiten Link verborgen, der menschliche Ursprung dessen, was du siehst und liest, liegt im Dunkeln. Könnten auch automatisch generierte Seiten sein. Das ist ja gerade die eigentliche Virtualität der ganzen Geschichte ... Tatsächlich dünnt das Netz menschliches Bewusstsein auf einige formale Angaben aus. Darin sind keine der Informationen, die ein normales Buch über den Autor liefert, mehr enthalten. Das nenn' ich alles andere als erfüllend!“

„Gut. Aber ...“, versuchte Malte einzuwenden.

„Nichts aber. Der Reiz der Sache liegt doch gerade im jederzeit möglichen Sprung zurück ins Reale: Dass du, was du online bestellst, tatsächlich bekommst. Oder, besseres Beispiel: Was glaubst du, weshalb ich die Frauen, die ich im Netz kennen lerne, besuche? Man will doch mehr als bloß Mails einer Fremden lesen oder chatten: Da könnte ja auch eine einigermaßen passable Sprachsoftware ans andere Ende hängen, würdest du nicht merken ..., bräuchte man kein www oder FTP für. Selbstverständlich endet das oft in einer Enttäuschung, aber die bringen dich erst weiter im Leben. Ohne ist das alles doch bloß egal.“

Malte runzelte die Stirn. Er fand es verdächtig, wenn vormalis euphorische Befürworter einer Sache plötzlich zu ihren schärfsten Kritikern wurden. „Sicher. Aber denkst du nicht, dass es manchmal glücklicher machen würde, wenn alles Vorstellung bleibt, die Enttäuschung ausbleibt?“

Peter stand auf. „Das wäre dann alles bloß künstlich, wie ein Spiel. Was aber wäre Kunst ohne echtes Leben, von dem sie sich abhebt? Sie wäre das echte Leben, Alltag. Langweilig.“

Er verabschiedete sich. Malte blieb sitzen. Peters letzter Satz hatte ihn nachdenklich gemacht, er wusste nicht, weshalb. Aber er war nicht unzufrieden: *Linux* war so gut wie installiert.

REGISTRIERUNGSFEHLER

Hannah

Es nieselte, doch sie schlenderte trotzdem zu Fuß zurück ins Hotel. Die Tage waren zu lang hier, vor zehn Uhr am Abend kam sie kaum aus dem Büro. Sie war nicht mehr weit vom Interconti entfernt, aber auf Abwegen.

In Gedanken versunken, überquerte sie ein wenig unachtsam die Straße, sodass ein von rechts aus einer Bundesstraße abbiegender Taxifahrer eine Vollbremsung hinlegen musste. Der Pakistani fluchte, Hannah lächelte, obwohl sie sich ärgerte. 'Wieder einmal davongekommen', dachte sie in dem festen Glauben, dass jeder einen Kredit an Glück bei derartigen Beinaheunfällen im Leben hätte, der indes einmal aufgebraucht sein würde ... Schön wären Fehlermeldungen, wie am PC: *„Wenn Sie weiterhin derart unaufmerksam am Straßenverkehr*

teilnehmen, könnte dies zu einem schweren Unfall führen. Sollte das Problem erneut auftreten, fragen Sie Ihren Systemadministrator.'

Sie wusste nicht wirklich, wo sie sich befand; Frankfurt würde ihr immer fremd bleiben; unentschlossen ging sie einen Block weiter, dann rechts, dann noch einen Block entlang, bis sie plötzlich vor der Steinmauer eines alten Friedhofes stand. Mit einem Mal wurde das kleine Mädchen in ihr wach; sie sah kurz nach rechts, nach links, niemand war zu sehen; da kletterte sie auf das steinerne Hindernis. Das war nicht einfach. Endlich auf der Mauer stehend, überlegte sie nicht lange und sprang in die Dunkelheit.

Unsanft, aber wohlbehalten landete sie in einem Strauch. Sie klopfte die Feuchtigkeit aus ihrer Jacke und machte sich daran, die Reihen der kunstvollen Grabsteine verschiedener Epochen entlang zu schlendern. Marmorne Engel, geheimnisvolle Schriftzüge und zahllose Kreuze schimmerten im spärlichen Licht, das die alten Weiden, die hohen Mauern und der leichte Nebel in den Friedhof dringen ließen.

Vor den in Stein gehauenen Gesichtszügen einer Anfang des letzten Jahrhunderts Verstorbenen blieb sie stehen; etwas erinnerte sie an ihre Mutter. Sie trat näher, die Aufschrift zu entziffern: Friederike Meyer-Stechlin, nein, eine Verwandtschaft war ausgeschlossen. Und doch konnte sie sich nicht von den versteinerten Gesichtszügen lösen. Also tat sie das Naheliegende - sie setzte sich zu Füßen der Statue auf das Grab und dachte an Gott.

'*Alle Religion hat immer nur einen Graben zwischen Gott und den Menschen aufgeworfen*', hatte ein kluger Kopf einmal gesagt. Sie glaubte nicht, dass Gott oder das Göttliche fassbar sei. Religiöse Vorstellungen waren Verkürzungen, Projektionen menschlicher Sehnsüchte. Es gehörte nicht viel Verstand dazu, zu erkennen, was hinter dem mehr oder minder gütigen Rauschebart der Christen oder der vergeistigten Erotik des jungen Buddha stand.

Die Feuchtigkeit drang langsam an ihren Körper, Hannah ruhte schwer auf diesem Grab und spürte die Kälte nicht. Sie und die christliche Lehre würden nie zusammenkommen. Zu offensichtlich schien ihr die menschliche Projektion: Wem schadete beispielsweise ein Selbstmord, wem tat solch eine Tat weh - dem Toten, Gott - oder den Überlebenden? Um die Toten brauchte man nicht um derentwillen zu trauern, sie waren ja tot, sondern nur des eigenen Verlusts wegen. Und die Vorstellung einer „Hölle“ – dass also nach diesem Leben etwas noch Schlechteres folgen könnte, fand sie pervers.

Gerne hätte Hannah sich mit der steinernen Frau unterhalten, sie hielt ihre Gedanken für einigermaßen mitteilenswert. Der Christengott war wahrlich des Menschen Ebenbild: ein anscheinend zutiefst gelangweilter alter Mann, der zu seiner Erbauung die Welt geschaffen hatte; ein rachsüchtiger Choleriker, schlimmer, ein zwanghafter Sadist, der den Menschen Triebe einpflanzte, die sie nicht beherrschen konnten - um sie dann dafür zu strafen ... Was für eine armselige Fantasie!

Sie war aufgestanden. Dieser „Gott“ diente seit jeher ganz nahe liegenden Interessen hier auf Erden. Ihn, den Patriarchen, hatte Hannah lange hinter sich gelassen. Das wahrhaft Göttliche, das sie sich mütterlich dachte – warm, dem Leben zugetan -, es verlieh dem Menschen seine Vernunft und die Fähigkeit, zu lieben; alles, was es brauchte, etwas zu erschaffen: vielleicht auch einmal einen Gott?

Hannah wusste nur zu gut um die jüngsten Fortschritte der Gen- und Computertechnologie. Die genetische „Optimierung“ des Menschen, obwohl meist verschämt verschwiegen, würde in zehn Jahren Alltag sein. Zugleich war es gelungen, bei der Entwicklung von so genannten Quantencomputern die grundlegende Beschränkung herkömmlicher Rechner (die im Grunde nur zwei Zustände - 0 und 1, Strom fließ, Strom fließt nicht) zu überwinden; das war die schwerer wiegende Revolution: Quantencomputer nutzten den künstlich erzeugten Spin kleinster Teilchen, beispielsweise der Elektronen, zur Verarbeitung von Information; damit konnten Sowohl-als-auch- oder gar widersprüchliche Sachverhalte schon auf der untersten Ebene verarbeitet werden; komplizierteste Berechnungen, für welche die besten herkömmlichen Computer länger gebraucht hätten als das Universum existierte, würden bei einem Quantencomputer in wenigen Stunden fertig sein. Damit schien nach allen Rückschlägen bisher eine intelligente Maschine mit „echten“ Gefühlen jetzt doch nur noch eine Frage einiger Jahrzehnte.

Mittels der Kombination derartiger Technologie mochte es eines nicht allzu fernen Tages möglich sein, halb kybernetische, halb organische Lebensformen zu schaffen, die nahezu unsterblich das Zwischenstadium 'Menschheit' weit hinter sich lassen würden. Das Göttliche erschuf sich sozusagen selbst, langsam, und der Mensch war nichts als ein Werkzeug, in einer bestimmten Zwischenphase notwendig ... Ein letztes Mal blickte sie in die leeren Augen ihrer Stein gewordenen Mutter, dann machte sie sich auf. Vielleicht enträtselten sich all diese Fragen erst den Toten.

In der weitläufigen Empfangshalle ihres Hotels beschlich sie ein Gefühl der wohligen Einsamkeit, eine Empfindung, die ganz gut zu dieser Welt für Singles in gehobenen Positionen passte – die anscheinend ein Ambiente verlangten, das selbst an Schlaf- und Freizeitplätzen wie diesem noch an Erwerbstätigkeit erinnerte, einen dieser modernen Architekturpaläste für Bankgesellschaften und Versicherungen. Halogenlicht, Zierpflanzen, Glas, Marmor und Chrom sowie Ledersessel von modernistischem Design verbreiteten eine Aura gediegener Kälte. Kurz entschlossen steuerte sie eine teilverglaste Telefonzellen an, die aussahen, als könne man damit den Weltraum erkunden, und brach ein Versprechen: Susanne hasste Telefonate, die einen Menschen auf ein verschwitztes Stück Plastik in der Hand reduzierten und eine blechern klingende Stimme, sagte sie.

Hannah wählte, beim dritten Mal erklang Susannes freundliches: „Ja?“

Sie war froh über den Anruf, und wie sie froh war!

„... Du hast es in der Kanzlei wenigstens noch mit unterschiedlichen Menschen zu tun; aber ich bin jetzt in einer Abteilung, wo alle um die Dreißig sind. Komm' mir richtig alt vor.“

„So schlimm?“

„Schlimmer. Diese Jungs – ich weiß, das klingt furchtbar nach Klischee, aber es ist immer, immer so ... sind von der neuen Elite der Informationsgesellschaft übrig geblieben. Der gute Durchschnitt. Nicht die vor ein paar Jahren viel beschworenen IT-Spezialisten Anfang 20, du erinnerst dich, die Kinder statt der Inder. Sondern Leute, die sich im Berufsleben durchgesetzt haben. Das sind keine Nerds. Sie tun immens sachlich und geheimnisvoll, manche hören NuMetal. Aber sie können ihr Wissen oft nicht kommunizieren.“

„Sie müssen sich wichtig machen?“

„Ja und nein. Vielleicht haben sie bloß ein Problem mit mir als Frau, die ich aufgrund meines genetischen Defekts ja eigentlich keine Ahnung von der Materie haben kann - und ihnen dann auch noch so einfach als Externe vor die Nase gesetzt werde. Was weiß ich. Ihr Erstaunen zeigen sie, wann immer sich eine Chance dazu bietet, am liebsten in den Pausen: Sie breiten dir beim belegten Brötchen mit vollem Mund die Lösung für sehr, sehr spezielle Computerprobleme an, Monate bevor die überhaupt auftreten und Jahre, bevor die Unternehmensleitung davon erfährt. Wollen, dass du auf die Spielerei einsteigst. Das stresst.“

„Hört sich nicht gut an ...“

„Man muss es erlebt haben. - Kennst du den alten Witz: Was macht ein Nerd, wenn er nachts in einer scharfen Kurve zwischen Felswand und Steilküste auf vereister Fahrbahn ins Rutschen kommt?“

„Keine Ahnung. Ich mag doch keine Witze.“

„Ich auch nicht - Er sucht er den 'Zurück'-Knopf, wie er ihn von seinem Internet-Navigationsprogramm kennt. Ha, Ha. Das war einmal. Heute sitzen da keine pickligen Milchbubis, das sind gestandene Familienväter, viele jugendlich gekleidet – gute Leute. Aber sie können oft nicht richtig im Team arbeiten, vor allem keine Probleme antizipieren. Die wollen alles selber machen - und schon gar niemanden von außen: Neunzig Prozent der Probleme entstehen aus fehl gegangener interner Kommunikation.

Lebendig wird's erst, wenn sie von ihren Steckenpferden reden. Thomas zum Beispiel hat zwei Kinder und eine eigene Webseite für Elektro-Musik aus Südostasien, macht nebenher VJ, mit superaufwändigen psychedelischen Animationen.“

„Klingt nicht unsympathisch.“

„Schon. Die Sekretärin ist schon auch ganz nett. Bloß mein Ansprechpartner in der Direktion ist ein verkniffener Kerl Ende dreißig, mit der sympathischen Natürlichkeit eines Kai Dieckmann; man atmet automatisch auf, wenn er das Zimmer verlässt – selbst wenn er einem nur 'Guten Morgen!' gewünscht hat.“

Susanne lachte. Wie schön es war, dieses Lachen wieder zu hören. Neben Hannah telefonierte ein Banker ihres Alters. Er suchte schon die ganze Zeit Blickkontakt.

„Ja, das ist alles ganz anders, als die Leute denken, viel normaler. Natürlich gibt es immer noch vereinzelt die Freaks, die ihr gesamtes Sozialleben im Netz entfalten: Selbst beim Arbeiten müssen die zu bestimmten Zeiten unterbrechen für wichtige Chats, eine Online-Versteigerung, eine Börsentransaktion oder Beiträge in bestimmten Newsgroups oder -foren. Die schreiben dann auch immer noch privat 'Freeware'-Programme zum Nutzen der Menschheit ...“

„Was für Programme?“

„Solche, die umsonst im Netz erhältlich sind und den Produkten der großen Firmen Konkurrenz machen.“

„Das ist doch schön.“

„Na ja. Wenn's taugt ... Gut, diese Sorte ist im Grunde genommen auch nicht unsympathisch, geradezu politisch auf die heutige Art.“

Beide schwiegen. Der Banker gab auf.

„Wusstest du, dass diese Spinner auch noch die guten alten Großrechner ersetzen möchten? Der beste Rechner der Welt entspräche laut Thomas der Leistung von gerade mal 30.000 PCs. Es sei also kein größeres Problem, mit attraktiven Angeboten die Besitzer von wesentlich mehr Rechnern dazu zu bringen, sich zu verbinden – die machen ihre Kisten ja ohnehin nie aus.“

„Aber dann können sie doch selbst nicht mehr ran?“

„Nein, es reicht, wenn sie sich mal einen Kaffee holen, statt des Bildschirmschoners erscheint dann ein Programm, das z.B. die verschiedenen Szenarien der Wirkung einer Chemikalie auf Krebszellen unter realistischen Bedingungen simuliert; die Ergebnisse werden automatisch übers Internet an die Zentrale gesandt ...“

„Und das geht?“

„Ja. Aber ohne Großrechner geht trotzdem nichts. Das schließt sich gegenseitig gar nicht aus - wird's alles geben. Weißt du, was einer der größten Rechner der Welt lange Zeit ausschließlich machte?“

„Ich konnte mich bisher vor diesem Wissen bewahren.“

„Er berechnet die unbekanntenen Stellen der Zahl Pi. Weiter und weiter ...“

„Oh Mann!“

„Du sagst es. Aber jetzt ruf' ich schon an und erzähl' dir nur von meiner Arbeit. Großrechner! Sag', was machst du so? Du weißt gar nicht, wie sehr du mir fehlst ...“

Während Susanne von ihrem Tag berichtete, dachte sie an ihre Abschiedsszene am Bahnhof: Susanne die Tränen, jede einzelne, sanft aus dem Gesicht zu küssen, das war nicht die schlechteste Idee gewesen. Damit würde es nicht immer getan sein, doch sie verdrängte den Gedanken und versuchte, wieder zuzuhören.

NETZGEFLÜSTER

Malte

Malte ging wie üblich zur Uni, abends tauchte er in die Welt der Unterhaltungen im Netz ein: Ein ganz eigener Kosmos, in dem er sich, befreit von der Last seines Äußeren und seiner Schüchternheit, nach Lust und Laune mit anderen unterhalten konnte. Zugegebenermaßen ähnelten die meisten dieser Gespräche auffällig denen auf einer schlechten Party: nichts sagendes Geschwätz und Wichtigtuerei. Weil das Internet so anonym schien wie eine öffentliche Toilette, war das Niveau durchaus vergleichbar: Alles, was ein weibliches Pseudonym trug, wurde bald mehr oder minder offensiv angemacht, -gegraben und -gebaggert, und zwar was das Zeug hielt. Und gerade die Teilnehmerin, mit der man sich gerne länger unterhalten hätte, klinkte sich daraufhin aus und verschwand für immer, zurück in sein im Dunkeln liegendes Leben.

Neulich hatte er online gegen eine elfjährige Amerikanerin 'Vier gewinnt' gespielt. Weil er nebenher seine Mails durchgegangen war, hatte er nach einem Leichtsinnsfehler recht schnell das erste Spiel verloren. Sie wollte dann nicht mehr mit ihm spielen: „I need a challenge.“ Auf sein empörtes: „I am a challenge!“ hatte er keine Antwort mehr bekommen: Sie hatte sich ausgeloggt, ihn wahrscheinlich für ein Kind gehalten, das mit dem Alter log.

Frauen waren beim Chatten selten, und die Themen häufig nur für echte Freaks von Interesse: So konnte es leicht passieren, dass in eine Unterhaltung, in der es im Wesentlichen um Bier und Zigaretten ging, jemand mit dem aufschlussreichen Bekenntnis platzte: „Need another FTP for IRC. The CB is fucked up anyway and my IE went down 5 minutes ago. That's life ...“

Die meisten Chats waren themengebunden – Computer, NuMetal, Erotik, Literatur, Autos, Tierliebhaber. Sowa mied er aus Prinzip. Überall hingegen gab es leider Jungs, die sich in die Unterhaltungen anderer drängten, um diese nach einem einleitenden „Hallo an alle süßen Girls“ mit pubertären Obszönitäten zu sabotieren. Vermutlich waren es gar keine Jungs, sondern Werber Mitte vierzig.

Malte chattete deshalb seit längerem nur noch in internationalen Gruppen. Sich auf Deutschland, sexuelle Vorlieben oder gar Hobbys zu beschränken, erschien ihm kleinkariert. Aufgrund des Zeitunterschieds entging man so auch den typischen Unterhaltungen Berufstätiger, die ihre langen Stunden im Büro mit ein wenig Chatten überbrücken wollten.

Draußen versank die Sonne, ein glühender Ball, hinter Versicherungsgebäuden: Maltes Aussicht nach Westen wurde bestimmt von Glas, Beton und Zierrasen, das war nicht besonders schön anzuschauen. Er schenkte sich ein Glas Mineralwasser ein, steckte sich einen Joint an, den er gestern nur zur Hälfte geraucht hatte - mehr aus Gewohnheit, denn aus wirklichem Verlangen. Dann startete er das *mIRC*-Programm, das in die Welt der Unterhaltungen im Netz führte. „Disappearer“ war sein Pseudonym; den Namen hatte er einem *Sonic Youth*-Stück entnommen - eine der Lieblingsgruppen seiner Jugend. Vor allem, weil der Name ihm passend schien.

Er tippte den entsprechenden Befehl ein, und auf dem Bildschirm erschien:

```
***disappearer (alenz@uni-phil.de) has joined #friendly
```

Er versuchte der gerade ablaufenden Unterhaltung zu folgen; wie immer liefen verschiedene Gespräche parallel ab:

```
<Arsenic> I want this job when I graduate
<COOL> Doin this Marx-expression: all I want is a cigar
*** Sebastian (jdoyle@phx-ts2-9.compumart.ab.ca) has joined #friendly
<Satirical> If you graduate...
<Brenda> Hi Sebastian. How are you?
<Arsenic> You think you are god's gift to the computer world...
<Sebastian> Oh, I'm fine. Had a nice party yesterday
<COOL> What's so funny about being a trainee at IBM?
***electrohead (pdeutz@t-online.de) has joined #friendly
<Arsenic> Lots of Anny, fast car, a smart girl... what you want
***electrohead (pdeutz@t-online.de) has left #friendly
<Brenda> Mad Max will do a chat-party in november
```

Das war alles nicht so aufregend, fand Malte. Er war drauf und dran, den Kanal zu wechseln, als er zerstreut weiterlas:

***Kim (dkaraka@aol.com)has joined #friendly
<COOL> Which smart girl'd like an IBM-trainee?
<Killer> It's gonna be a real big party, will you come?
<Kim> Hello Disappearer! I like your name. Are you from Germany?

Malte wäre beinahe die Zigarette aus der Hand gefallen: Sie hatte ihn angesprochen! Hastig tippte er eine freundliche Antwort ein. Auf dem Bildschirm stand wenig später:

<Sebastian> It's very far for me. Is it possible to stay there for a few days?'
<Disappearer> Yes, I'm from Germany. DYou like 'Sonic Youth'?'
<Arsenic> COOL, I think you are nothing but a user of a shitty little unix machine at a shitty community college. And by the way: 'Sonic Youth' is yesterday's bullshit, too. HipHop rulez!

Auf dem Bildschirm erschien das Symbol, dass 'Kim' sich nun alleine mit ihm unterhalten mochte: Sie war zum 'Flüstern' übergegangen, was ihm sehr gelegen kam:

<Kim> This was boring! But I hope you won't disappear now: May I ask you: how old are you?

Das Mädchen war mutig, fand Malte. Das gefiel ihm.

<Disappearer> I'm 25 now, and I'm studying German at the local university here.
<Kim> Oh, that sounds very interesting to me. I've been learning German at school for four years! I would like to practise it a little: - Möchtest du mit mir Deutsch sprechen?
<Disappearer> Kein Problem. Was machst du beruflich?
<Kim> Ich habe studiert in Athen ein Semester Philosophie. Dann habe ich Schluss gemacht und jobbe jetzt ein bisschen.
<Disappearer> So ein Zufall. Ich studiere auch Philosophie, im Nebenfach. Wieso hast du aufgehört?
<Kim> Es war ganz anders, als ich erwartete. Viel theoretisch, wenig verständlich - sagt man so?

'Nun, eigentlich nicht', dachte er. Er freute sich über die Unterhaltung mit ihr und versuchte, sie so höflich wie möglich zu korrigieren:

<Disappearer> Fast richtig. Im ersten Satz brauchst du Perfekt: '... als ich erwartet habe'. Und: 'Es war sehr theoretisch und unverständlich'.
<Kim> Du bist ein guter Lehrer, danke. Was machst du sonst so? Sitzt du dauernd vor dem Computer?

Malte hatte plötzlich ein Bild dieses Mädchens vor Augen, er wusste nicht weshalb: Jung musste sie sein, neunzehn? Und er mochte ihre Art. Ihre Haaren waren schwarz? Und bestimmt hatte sie dunkle, große Augen. Was er sich vorstellte, gefiel ihm. Er beeilte sich, zu schreiben was er dachte, sie erwarte es:

<Disappearer> Nein, nur gelegentlich. Ich schreibe ein bisschen, gehe gern schwimmen und lese viel.
<Kim> Das gefällt mir: Ich schwimme gerne. Was schreibst du? Geschichten?
<Disappearer> Alles mögliche... Ich hab' auch einen Roman angefangen.

Etwas in ihm hatte ihm eingegeben, das zu schreiben.

<Kim> Oh, dann bist du ein Poet! Darf ich eine Geschichte lesen? Oder sind sie geheim?
<Disappearer> Sicher. Ich kann dir eine über E-Mail zuschicken. Du musst mir versprechen, dass du mir sagst, wie du sie fandest.
<Kim> Ich verspreche.
<Disappearer> Ich schicke sie dir die nächsten Tage zu. Wenn du sie gelesen hast, gibst du mir Nachricht per E-Mail und wir verabreden uns wieder. O.K.?
<Kim> Ich freue mich auf die nächste Deutschlektion.
<Disappearer> Ich mich auch. Darf ich fragen wie du heißt, ich meine, in Wirklichkeit?
<Kim> Despi. Alle mich nennen Despi. Und du?
<Disappearer> Malte, Malte-Maria Lenz. Das heißt 'Frühling' - in English: 'spring'.
<Kim> Ich weiß. 'Malte Frühling'. Das ist schön! Gut, bis bald, Malte-Maria Frühling. Ich warte deine Geschichte. Meine Adresse:dangelopoulos@aol.com

Und weg war sie! Malte lächelte über ihre Fehler, bewunderte aber umso mehr ihren Mut, es gleich auf Deutsch zu versuchen. Das Mädchen hatte sich verabschiedet, und er tat es ihr gleich. Irgendwie hatte ihm das Treffen mit Kim, also Despi, gut getan: Vielleicht würde sie seine Geschichte mögen?

Es war Nacht geworden, er machte Licht. Auf jeden Fall interessierte er sich brennend dafür, wie sie aussah. Nur zu dumm, dass sie dann sicher ein Bild von ihm wollen würde! 'Das muss ich schönen - auf jeden Fall ohne Brille ... Oder gleich ein altes Foto, aus Zeiten, da wenigstens sein Haar noch voll war? Und welche Geschichte sollte er verschicken? Er hatte ja erst zwei geschrieben, und das war lange her. Zudem, seine beiden Geschichten zeichneten sich nicht gerade durch Lesbarkeit aus. Zur Not müsste er eben etwas speziell für Despi schreiben!

Er war gespannt, ob sie sich melden würde, wenn er ihr den Text zuschickte. In diese und andere Überlegungen vertieft, sah er zu seinem Computer herab, der friedlich das Licht der Halogenleuchte widerspiegelte. Um wie viel reicher war sein Leben durch diese Maschine geworden! Gedankenverloren streichelte er den Monitor, als sei der ein folgsames Tier.

KONFIGURATION

Susanne

Die Zeit verging. Ein weiteres Jahr war abgegolten. Sie sah es an den vielen neuen Linien, die sich über die Innenseite ihrer Hand ausbreiteten wie ein Spinnennetz, in der Mitte fast schon eine volle Spirale. Wenn sie lange genug darauf sah, begann sie sich zu drehen. Immerhin, die Tage des Wartens auf Hannah gingen so zur Neige. Das Leben, das sie in ihren Träumen führte, war weit erfüllender als was sie tat: An diese verdoppelte Existenz hatte sie sich in langen Jahren gewöhnt, fühlte sich darin inzwischen ganz zu Hause. Und doch: Seit eine zweite Frau, endlich eine die bleiben würde, Einzug in ihre Träume gefunden hatte, war es mit dieser Ruhe vorbei.

Ihr Spiegelbild im Bildschirm wirkte nervös, während der Rechner den Server kontaktierte, ein Zauberding aus einer fremden, männlichen Welt. Wer wusste, ob es nicht ganz anderen Zwecken diente, als es vorgab: Beobachteten Außerirdische sie damit? Saugten sie ihr Energie ab?

Sie konnte sich nicht konzentrieren, klickte mal hier und da, während sie wartete - der Server hatte Probleme, und es dauerte oft mehrere Minuten, ehe sie erfuhr, ob neue Mails gekommen waren. Mit halb geschlossenen Augen machte sie einen Spaziergang am gleichgültigen Zerfließen der Bilder auf dem Monitor entlang: mal bunt, mal komplex, mal nur Zahlen und Buchstaben auf schmutzig-bräunlichem Dunkel. Sie hielt inne und beobachtete ihr Spiegelbild, wie es sich kräuselte und brach, wenn sie näher heranging. Ganz nah, mit der Nasenspitze fast am Monitor, explodierte das Licht in ihren Augen, wenn sie die Helligkeit wiederkehren ließ - da waren nur grelle Punkte, kein Bild mehr, alles nur Betrug.

Aber es war nicht dieses gealterte Gesicht, das ihres in sich aufgenommen hatte: Es war das Zimmer, in dem sie saß, das sie bedrückte.

Sie war unfähig, sich zu bewegen, die drückende Schwüle machte ihr zu schaffen; dabei war sie es gewesen, die die Heizung derart hoch gedreht hatte; sie fror ja immerzu. Noch mehr nach dieser Nacht, zugebracht ohne Schlaf - wie fast immer vor entscheidenden Tagen. Ihr verschwommener Blick fiel auf die frustrierende Nachricht, die nun da prangte, unanfechtbar, endgültig: *No new mails.*

Alle zwanzig Minuten rief sie inzwischen ab, oft auch nachts, denn immer könnte Hannah ja geschrieben haben; zur Zerstreuung las sie ein weiteres Mal die Botschaften der Geliebten aus dieser Woche der Trennung.

hallo mein stern,

sitze hier vor meinem pc und kriege keinen klaren gedanken zustande. total motivationslos. damit mein nichtstun nicht so sehr nach nichtstun aussieht, mail ich der außenwelt, denen, die sich gerade nicht gedanken über hochspezialisierte datenbankspezifische folgeprobleme eines neuen gesetzes machen müssen.

wie du siehst ist diese außenwelt ziemlich groß, und ich wäre jetzt gerne ein teil von ihr.

das problem ist eigentlich nicht so sehr das nicht-wollen. auch nicht, dass mir nichts einfällt. sicher, standardlösungen gibt's zuhauf. aber wir brauchen hier etwas ganz besonderes. dafür werde ich bezahlt. und etwas ganz besonderes fällt mir bisher dazu einfach nicht ein.

ich gehe jetzt nicht ins detail, hänge irgendwie. meine gedanken entschwinden zu dir. das nicht richtig vorankommen nervt mich dann so sehr, dass mir die lust zeitweise ganz vergeht.

ich weiß, vom jammern wird's nicht besser. Ich fühl mich wie damals als praktikantin. in zeit-rum-bringen wurde man damals ja echt profi. hab selten solche hänger.

wenn ich die anderen so beobachte, die festgestellten hier in der datenverarbeitung, kriegen vielleicht 1,2 netto im monat, bessere sekretärinnen (wo man mich auf meinen wunsch hin platziert hat, ich kann nicht den ganzen tag die führungskräfte um mich haben, die hinterher meine arbeit bewerten ...) da sind die fixpunkte besonders die mahlzeiten. und zwischen den mahlzeiten gibt es die mails. und wenn es da mal keine mehr zu schreiben gibt, kann man ja zur abwechslungs wieder etwas arbeiten. man muss natürlich nicht gleich richtig einsteigen, man

kann das gespräch mit seinen kollegen suchen, bevor es wieder an die arbeit geht. das ist eher selten. sei froh, dass du nur halbtags arbeitest!

dann komme ich abends ins hotelzimmer, nicht gerade stolz auf meine vollbrachte nicht-leistung, der druck für morgen noch mehr gestiegen. nix mit: "jetzt genieß ich meinen wohlverdienten feierabend". man fängt an mit einigen spielerischen experimenten, bis man dann wieder am Notebook landet. trinkt dazu ein oder mehrere (ende offen) gläser prosecco und denkt voll sehnsucht an die geliebte, surft irgendwann ein wenig oder hockt sich vor die glotze (hat ja nicht jeder im hotelzimmer!) und konsumiert wahllos alles, was das netz oder die unterhaltungsindustrie zu bieten haben. ja, landet schließlich gar bei einer neuversion von 'deutschland sucht den superstar'!

und so vergeht für die anderen eine Woche, ein monat, ein halbes jahr, ein berufsleben. und wenn man ab und zu das gefühl hat, klinisch tot zu sein, dann versucht man, am wochenende wieder zum leben zu erwachen. was für ein leben. zum glück nicht meines ...

muss schluss machen

zähle die minuten, bis ich wieder in deinen armen liege

c.

oh Susanne,

hoffe, dir geht es gut. es schmerzt mich, mir vorstellen zu müssen, dass du abend für abend mit diesem schwein verbringst. wie sehr wünschte ich dich jetzt an meiner seite! du fehlst mir. ich bin wie ein verliebter teenager ...

mittlerweile ist wenigstens die arbeit besser. bin wieder voll drin im programmieren und ich sag dir, es wird ein kleines kunstwerk. (nein, ich bin überhaupt nicht eingebildet ...)

ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll: das eigentliche programmieren ist wie ein rausch, am liebsten höre ich ganz laute musik dazu - led zeppelin, uriah heep oder auch mal klassik (derzeit am liebsten rachmaninov). man darf sich dabei gar nicht wirklich konzentrieren, sonst verrennt man sich in tausend unwichtigen details; nein, ich sitze am rechner, und wie bei einer überdimensionierten schreibmaschine tippt etwas die befehle ein, die dann vor mir auf dem monitor erscheinen, aber ich seh ja gar nicht hin - höchstens, wenn ich mich mal vertippe. das alles passiert ganz automatisch, ich bin wie in einer leichten trance - und welch wunderbarer moment, wenn zum schluss hin alles so funktioniert wie es soll.

ja, es ist schwer zu vermitteln, aber ich liebe meine arbeit

ich glaub, jetzt hör ich lieber auf mit schreiben, denn jeder weitere satz würde zwangsläufig in eklatantes, unerträgliches eigenlob ausarten. erfolg berauscht. es ist einfach genial, wenn man was kann, was nicht jeder kann - und vor allem, wenn frau was kann, was fast nur männer können! erfolg macht süchtig.

ich küsse dich, geliebte, und zähle die stunden, bis ich wieder in deinen armen liegen kann...

kuss,

c.

hi süße,

ja., du kannst mir gratulieren, meine sonne. die datenbank war ein voller erfolg. meine präsentation bei NGM lief glänzend. man hat mir sogar angeboten, mich auf dem fleck weg fest zu engagieren, fünftausend euro im monat anfangsgehalt seien kein problem.

ich bleib lieber freie, und bei dir, mein schatz. was will ich in Frankfurt, wünscht' viel mehr, der Walter wär' fort. :-)

du fragst wegen meiner mail-adresse? was 'ghr-ds' ist, willst du das wirklich wissen? meine abteilung. g steht für general. der vorstand von NGM Frankfurt ist folgendermaßen aufgebaut. der vorstandsvorsitzende ist für das general management zuständig, die anderen vier für digital (d), marketing (m), finance (f), technology (t). daher also das g. hr bedeutet human resources. unter general gibt es wiederum mehrere bereiche, und einer davon ist hr, ein überbegriff für die abteilungen, die sich z.b. um mitarbeiterbelange kümmern, also alle abteilungen im personalbereich. d steht für development ist eine komplette abteilung. in der abteilung gibt es verschiedene teams. eines davon ist für systeme zuständig. daher also das s. dazwischen musst du dir ein 'of' denken, dass es halbwegs denglisch wird.

wie sehr du mir fehlst - ich hätte nie gedacht, mich noch einmal so zu verlieben. und wenn kein einziger tag mit dir folgte: dafür allein danke ich dir, meine sonne, bis an mein lebensende ...

es ist nicht mehr lange ...

c.

mann oh mann,

ich glaub, schreiben wird ohne 'b' geschrieben heute! ich könnte aus der haut fahren. nichts, aber auch gar nichts funktioniert. ich scheine umgeben von minderbemittelten MÄNNERN ohne fantasie, die ihre restintelligenz gegen ihre brandneuen mercedes slk eingetauscht haben. leider nicht viel zeit heute. hier bricht alles zusammen. was du schreibst, meine sonne, ist fantastisch. so viel geld. und du kommst da ran, ohne probleme?

so, jetzt ist wieder ruhiger. habe wieder alles im griff: der verfluchte mist läuft wie eine eins. einsen laufen nicht? hast du eine ahnung ... deine idee ist wunderbar!!! ende der woche bin ich hier durch - und urlaubsreif. ich habe gleich einen flug für uns gebucht, mein kätzchen. streich das 'kätzchen', das ist kitsch. am montag um 14:30 uhr ab Frankfurt in die ewige stadt. für zwei personen. erwarte dich jederzeit, im hotelzimmer ist platz genug. voll sehnsucht. voller begehren.

das mit den möbeln ist kein problem. wir haben da eine alte scheune im schurwald; wenn du möchtest, organisiere ich dir einen umzugswagen und mach für morgen alles klar; entspann' dich erst einmal und versuch zu schlafen. bin so froh, dass du diese entscheidung getroffen hast.

ich drücke dich ganz fest.

c.

Versonnen las sie den letzten Satz ein zweites Mal. Übermorgenabend würde sie in Hannahs Armen liegen. Das alles hier läge hinter ihr. Da klingelte das Telefon.

„Ja?“

Es war nur die Umzugsgesellschaft. Ihre Möbel waren heil in Börlingen angekommen und sicher verstaut; all ihre Besitztümer, das wenige, an dem ihr etwas lag, befanden sich nun im Trockenen, in Sicherheit, in einer Scheune im Schurwald, die einmal Hannahs Großvater gehört hatte.

„Ich habe zu danken, Ihre Leute haben großartige Arbeit geleistet ...“

Susanne stand kurz, unschlüssig, den Hörer in der Hand.

Dann ging sie zurück zum Computer, brannte Hannahs Mails auf CD - kein Wort der Geliebten sollte verloren gehen - und löschte sie dann alle von der Festplatte; nichts durfte zurückbleiben. Ein wenig stolz war sie, das jetzt ganz alleine zu können, Hannah hatte es ihr gezeigt, eine geduldige Lehrerin.

Lächelnd machte sie den zweiten Koffer zu, schleppte ihn zur Eingangstür, dann hinunter in den Polo. Wieder in der Wohnung. Der Wasserhahn tropfte. ‚All die Jahre vergeudet!‘ Sie schüttelt unwillkürlich den Kopf, den Blick auf das Hochzeitsfoto gerichtet. Wie glücklich sie darauf aussah ... Wie oft hatte sie dieses Lächeln in Zweifel gezogen in den letzten drei, vier Jahren! Und doch, damals war es echt gewesen, Liebe. Doch war die nicht im unbefristeten Streik erstarrt? Beide hatten seit langer Zeit keinen Versuch mehr unternommen, zueinander zu finden, Energie in das zu stecken, was ihnen einmal gemeinsam gewesen war.

‚Gemeinsam‘, in dem Wort steckte ‚gemein‘ und ‚einsam‘; manchmal wusste die Sprache mehr ... Ein weiteres Mal trat der Moment der endgültigen Trennung vor ihre Augen, ein grauer, verregneter Samstag, zugebracht mit diversen Einkäufen. Beide, noch schwer bepackt, prallen brutal aufeinander: Ja, er schlägt sie, nicht schwer, es tut kaum weh, aber er hat sie im Gesicht getroffen. Ein unsichtbare Grenze ist überschritten, unwiderruflich. Sie weiß, unter Tränen, das Blut von der aufgeplatzten Lippe im Mund - sie wird ihm das nicht verzeihen. Er rennt wie immer davon, für ein paar Stunden. Sie hingegen war damals wirklich gegangen, brauchte diesen Schritt jetzt nur noch physisch nachvollziehen. Es war nicht sein Schlagen, nicht seine Dummheit, es war vielleicht die Ruhe hier, nachdem er damals gegangen war, eine Stille, aus der ihre Verachtung unerbittlich wuchs und wuchs. Eine Stunde, bevor er nach solchen Streits üblicherweise wieder auftauchte (die letzte Bahn), hatte sie, ganz in dieses Gefühl eingetaucht, alle Tätigkeit beendet und sich in diesem Sessel zurückgelehnt, in dem sie auch jetzt saß. Es war ein breiter, alter Ledersessel mit cremeweißem, leicht verschlissenen Bezug, darauf ein Federkissen, umhüllt von rauer naturbelassener Baumwolle. Sie fühlte ihren Atem, ihren Herzschlag; meditierte zum langsam vergehenden Tag. Das Beten der Mönche im Mittelalter, Rosenkranz, Yoga, Meditation, autogenes Training - alles dasselbe; Susanne wusste, das Himmelreich war ganz diesseitig, es lag im Innern eines jeden, etwas altertümlich gesagt: im Herzen. Das war das göttliche Geschenk, und jeder musste es für sich selbst entdecken (wenn auch Menschen wie ihr Mann ein „Himmelreich“ höchstens unter Zuhilfenahme einer Deutschlandkarte des ADAC einige Kilometer außerhalb Freiburgs zu finden vermochten). Endlich war es Nacht geworden. Der Raum, das gemeinsame Wohnzimmer, war so eigenartig unverändert gewesen, bescheiden und ganz nach ihrem Geschmack möbliert (Walter hat von schönen Dingen keine Ahnung). Ein langer, niedriger Holztisch, der schlichte und doch edle indische Teppich auf dem gepflegten Parkett, der Ledersessel und das dazugehörige Sofa, zwei Vogelkäfige aus weißem Korbgeflecht. Früher einmal hatten hier ihre Vögel gegurrt, geschlafen und

geträumt. Vor noch längerer Zeit war dies ein Ort voll magischer Liebesworte und Sinnlichkeit gewesen. An den Wänden hingen die Familienfotos und Bilder all der Orte, die Walter immer mit ihr hatte besuchen wollen und doch nie sehen wird: Die Alhambra, balinesische Tempeltänzerinnen im Abendrot, die Akropolis, die geheimnisvollen Mayapyramiden, die großartige Baukunst der Alten Khmer, all das hing noch hier, tot, gebannt auf farbigem Papier, und wartete. Nun endlich würde sie es sehen, mit Hannah ... Damals hatte sie sich ihren blutroten Lieblingskimono aus Seide übergeworfen, der mit den Vogelschwingen und lachenden Mädchen und war zu Bett gegangen. Jetzt war sie ausgehberet.

Sie öffnete die Augen; wie anders jetzt alles war, so kahl und kalt! Es war wunderbar und zugleich ein wenig erschreckend: Die Maske dieser Räume war gefallen. Endlich sah alles hier so fremd aus, wie sie sich die letzten Jahre gefühlt hatte. Das hier war die Wahrheit hinter den Dingen, eine abweisende, ungastliche Leere. Verschwunden war auch der letzte Anschein, dies hier könne so etwas wie ihr Zuhause sein. Sie genoss den Moment wie eine Offenbarung.

Endlich, da war er: Schwer hallten seine Stiefel vom Treppenhaus herein; nur er trampelte so in diesem Haus. Dass er nicht einmal merkte, was alles fehlte in der Wohnung! Er war gleich in die Küche gestapft, sie hatte - natürlich - heute nichts gekocht. Mit leidendem Gesicht bereitete er sich eine Leberwurststulle, dann kam der erwartete Streit: Es ging um das Haushaltsgeld. Sie sah hinaus zum Polo. Alles war vorbereitet, auch mit der Bank. Vielleicht war es das, was sie mit einem Mal so leicht machte, sie durch die Zimmer tänzeln, schließlich lachen ließ, mitten in seiner Tirade über irgendeine Telefonrechnung. Dieses Lachen irritierte ihn vollends.

Sie nahm Branco an die Leine („Der Hund geht jetzt online ...“, sagte sie, in Gedanken bei Hannah) und ging. Sie ließ ihren Mann einfach in der Küche sitzen und konnte gar nicht mehr aufhören zu lachen, als sie den Polo startete. Es war vorbei.

Malte

Noch immer benommen, betreten, betrunken und bleich wie ein Leichentuch beichtete er seiner Mutter das Desaster. Sie hatten ihn entlassen! Wie die meisten musste auch Malte arbeiten, um sein Studium zu finanzieren. Er erstellte seit Jahren für die größte Web-Agentur der Stadt Internetseiten – das brachte 25 Euro die Stunde und mehr. Weil er das gut machte, war er sehr geschätzt und wie die Praktikanten oft bis in die Nacht geblieben oder auch mal an Wochenenden gekommen. Offiziell hatte er 10 Stunden in der Woche gearbeitet – tatsächlich waren es oft 30 und mehr. Sie hatten ihm schon vor zwei Jahren signalisiert, man würde ihn vom Fleck weg festanstellen – auch nach dem Studium.

Doch jetzt hatten sie ihn rausgeschmissen, einfach so.

„Was soll ich denn jetzt machen, mit meinem Studium? Geisteswissenschaftler – braucht doch kein Mensch heutzutage. Ich hatte immer gedacht, das mit NBC hätte ich fest in der Hinterhand ...“

Malte war verzweifelt; seine gesamte berufliche Perspektive, seine Zukunft, schien ihm zertrümmert.

Und Mutter trocknete Geschirr ab. Sie begriff den Ernst der Lage nicht.

„Ich dachte, du seist so gut; die wollten dich unbedingt!“

„Das war einmal – heute haben alle anderen Pleite gemacht, und der Markt schwächelt; da draußen gibt es Tausende, die meinen Job wollen.“

Malte litt sichtlich. Er massierte sich die Schläfen, in Erwartung, dass wenigstens die beiden Kopfschmerztabletten endlich zu wirken begännen. Er saß wie im Fieber am Tisch: Keinen Bissen hatte er herunter bekommen.

Im besorgten Blick der Mutter las er: Sie sah, es ging ihm nicht gut. Dabei hatte sie ihn bis gegen elf schlafen lassen, sonst gar nicht ihre Art: Der Zeitpunkt seines morgendlichen Aufstehens war früher ein Dauerstreitpunkt im Hause Lenz gewesen. Noch heute prangte an der Tür seines ehemaligen Zimmers: *„Wer nachts schläft, ist selbst schuld, wenn er tagsüber arbeiten muss“*.

Sie schüttelte den Kopf: „Aber, ich dachte immer, du seist so gut, Malte Maria? - Jemanden heute der Unpünktlichkeit wegen zu kündigen, das gibt es doch gar nicht mehr. Geht denn das rechtlich überhaupt?“, versuchte sie, ihn wieder aufzurichten. Das war gut gemeint, Malte aber untröstlich.

„Aber ich hatte doch gar keinen Vertrag! Hab’ doch eben schon gesagt: Heute gibt es allein hier in der Stadt sicher 5.000 Leute, die das, was ich da mache, auch können. Und wollen.“

Wie immer gut gelaunt war er bei der Arbeit angekommen, da hatte ihn dieses Arschloch zu sich zitiert, ihm eröffnet, er habe letzte Woche 4 Minusstunden, sei zudem drei Mal zu spät gewesen, überdies habe er einmal privat telefoniert – und das 7 Minuten 21 lang. Solches sei einzeln schon Grund genug für eine Kündigung, zusammengenommen zwingt es ihn einfach zu diesem Schritt. Jeden Tag kämen 5 Blindbewerbungen für Maltes Stelle; da sei er einfach, trotz der langjährigen Zusammenarbeit, vor der Geschäftsleitung nicht mehr haltbar gewesen. Malte war fassungslos gewesen, völlig überrascht angesichts der grenzenlosen Heuchelei dieses BWL-Gesichts, des einzigen, den er bei NBC nie gemocht hatte.

Nachdem er seine Version der Ereignisse im Büro des Personalchefs zum Besten gegeben hatte, restümierte die Mutter: „Am besten, du legst dich hin - lass’ dich nicht hängen, Junge. Konzentrier’ dich lieber auf dein Studium! Arbeiten kannst du, wenn du mal richtig Geld verdienst, noch genug ...“

Er verdrehte die Augen. „Und wer finanziert mein Studium? Du vielleicht? Hast du plötzlich Geld für mich?“

„Ich habe dir immer deine 500 Mark gegeben“, sagte sie gekränkt.

„250 Euro – das reicht ja nicht mal für die Handy-Rechnung! Mein Zimmer kostet schon über 300 ... Das kannst du vergessen. Trotzdem, ist lieb, dass du das tust, wenn er schon nichts zahlt.“

Malte strich die Haare ins Gesicht; er kam sich besonders kahl vor heute.

Sie raffte sich. „Ich muss zurück ins Büro. „Kann man das Häuflein Elend jetzt alleine lassen?“, fragte sie und fuhr ihm kurz durchs Haar.

‘Mutter, ich bin fünfundzwanzig!’, dachte Malte empört, sagte aber nur: „Klar.“

Schon halb in der Tür, wandte sie sich um: „Weißt du, Junge, ich hab das immer gesagt: So locker, wie die in diesen Neuen-Medien-Agenturen und diesem ganzen Schnickschnack immer tun, sind die gar nicht. Bei uns, in der Versicherungsbranche, bei einem Großunternehmen, da gehört auch eine entsprechende Unternehmenskultur dazu. Das findest du spießig, aber wegen so etwas Lächerlichem, also was du da sagst, wäre bei uns niemand gekündigt worden. Wir haben flexible Arbeitszeiten, bis runter zu uns in die Datenverarbeitung. - Ich sag dir mal was als Betriebsrätin ...“

„Bin ganz Ohr“, stöhnte Malte, der gerade kaum etwas so gut wie eine ihrer typischen Gewerkschafter-Reden gebrauchen konnte.

„Jetzt nimm doch auch mal etwas an, Junge! Also, die Frau Liebermann, deren Tochter ist ein wenig älter als du, die arbeitet schon einige Jahre in diversen dieser Neuen-Medien-Agenturen. Gerade ist sie auch arbeitslos. Und die

schimpft immer – sie kommt manchmal mittwochs mit ins Bad. Wo hat die noch gleich zuletzt ... du würdest die Namen jetzt kennen, ich vergess' das immer – *Borten* oder so ähnlich? Also, die sagt, das sei eine einfache Geschichte: Am Anfang hätten ein paar technisch hochbegabte Jungs eine gute Idee gehabt. Dann brähe die Nachfrage über sie herein, und aus zwei oder drei Computerkids wäre plötzlich eine richtige Firma geworden. Weil die Jungs nett sind, herrscht ein prima Arbeitsklima, alles ganz locker und frei. Dann kommt die Krise, alles steht kurz vor dem Zusammenbruch, und man holt sich einen billigen BWL-er, am besten aus dem Bekanntenkreis.“

„Und der macht dann alles kaputt! Soweit gut beobachtet“, rieb sich Malte den Kopf.

„Oder auch nicht, Junge; darauf will ich hinaus: Die setzen sich zusammen, und überlegen, was sie tun könnten. Weil sie von Wirtschaft, moderner Unternehmenskultur und so weiter keine Ahnung haben – woher auch, sie haben ja alle noch nie gearbeitet, verfallen sie auf das, was Papa oder Onkel Werner früher vom Bosch oder Daimler erzählt hat – also auf die Rezepte aus den 60ern, auch noch aus einem völlig anderen Unternehmens-Segment, der Produktion. Als da wären: Stechuhr, penible Überwachung der Arbeitnehmer, straffe Hierarchie, unbezahlte Mehrarbeit, Leistungsdruck, radikale Kündigung und Kürzungen usw. All das entspricht einem Bedürfnis, die Zügel anzuziehen. Ist aber verheerend, wenn die Angestellten und das, was sie drauf haben, das einzige nennenswerte Kapital eines Unternehmens darstellen.“

So werden, sagt sie, heute in großem Stil Dinge ausgemottet, über die man in Großunternehmen in dieser Form nur lächeln würde. Und keine Gewerkschaft hält sie auf. Gut, die redet, als könne sie alles besser. Ich dachte immer, sie sei halt etwas verbittert, weil sie rausgeflogen ist. Aber was du erzählt hast, passt da ins Bild, musst du doch zugeben.“

Malte stand auf; ihm wurde kurz schwarz vor Augen, er fing sich an der Spüle, froh, dass die Mutter seine Schwäche nicht bemerkt hatte. Er brummte: „Das kann man wohl sagen.“

„Sie sagt: Über das, was von diesen Start-ups übrig geblieben ist, kehrt der Mief der 60er in digitalem Gewand in unserer Unternehmenskultur wieder – am Rechner kann man ja alles protokollieren und überwachen, was ein Mitarbeiter so tut – oder lässt. - Und du legst dich jetzt wirklich besser wieder hin – siehst ja schlimm aus!“

Das tat er dann auch. Er ging in sein altes Zimmer, ließ sich nach hinten aufs Bett fallen und breitete die Arme aus. In konzentrischen Kreisen arbeitete sich der Schmerz durch seinen Kopf. Bilder von Bergtouren mit seinen Eltern aus der Zeit, als sein Vater noch bei ihnen gelebt hatte, taumelten stoßweise in sein Bewusstsein; dazwischen, lästig wie Werbespots im Fernsehen, folgten peinigende Erinnerungsfetzen, einzelne Momente dieser fatalen Kündigungssituation. Endlich schlief er ein.

Als er die Augen öffnete, hatte er gut eine Stunde geschlafen. Immerhin, die Kopfschmerzen waren weg. Trübe sickerte das Novemberlicht zum Fenster herein; dieser Tag war gelaufen. Malte erhob sich, ließ seinen Blick über die sachliche Gediegenheit seines ehemaligen Zimmers schweifen; wenig, was an ihn erinnerte - ihr Werk.

Er legte eine traurige *Vic-Chesnut*-Platte auf und begann, im Zimmer hin- und herzugehen. Erst nach einiger Zeit erkannte er, erstaunt über sich selbst, was er da tat: Er räumte auf, in den Räumen seiner Mutter! Nachdem er sogar den Staubsauger zum Einsatz gebracht und die Flächen nass gewischt hatte, sah es in der ganzen Wohnung sehr ordentlich aus. Kurz überlegte er, ob er die Fenster putzen sollte, dann beschloss er, nicht zu übertreiben.

Er wusste gut genug, weshalb er das alles tat: Weil er sich davor drücken wollte, zu tun, was er längst musste: Despi die Geschichte zusenden. Sogar putzen war ihm da lieber ... 'Damit ist nun Schluss!', dachte er. Er startete den Computer seiner Mutter; der stand im Wohnzimmer. Als wäre er ein anderer, öffnete er das E-Mail Programm und setzte einige Zeilen hinein, fast ein wenig stolz auf seinen Mut:

'Hallo Despi,

konnte mich lange nicht melden. Manches ist geschehen. Bald kommt die versprochene Geschichte, ist nicht vergessen. Wenn sie dir gefällt, antworte mir bitte. Ich würde mich gerne weiter mit dir unterhalten, wir könnten uns zum Chat verabreden...

Zum Schluss eine Bitte: Kannst du mir ein Bild von dir schicken? Ich bin sehr neugierig (wenn Du das nicht möchtest, ist es auch o.k.).

Alles Liebe, Malte'

'Alles Liebe - du bist wahnsinnig', schalt er sich - und spürte dennoch, dass er alles so formuliert hatte, wie er es wollte. Schnell fügte er die Adresse ein und sandte die Nachricht ab, ehe er es sich anders überlegen konnte. Seiner Mutter schrieb er auch noch einen kurzen Zettel, in dem er sich für ihr Verständnis bedankte.

Den Rest dieses kurzen Tages verbrachte er zu Hause mit der stockenden Lektüre von Luhmanns *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Er verweigerte die Nahrungsaufnahme und fand die Askese, die Vorstellung, weiter abzumagern, einigermäßen erotisch. Als er dann gegen Abend, es mochte gegen halb zehn sein, seine Mails abrief, hatte Despi zurückgeschrieben!

Er stürzte sich auf das Schwarzweißfoto im Anhang der Mail – sie war schön: große, dunkle Augen, lange Nase, schmale Lippen, ein eigenwilliges Kinn und halblanges, schwarzes Haar mit kleinen Sonnenblumen-Spängchen

gebändig, ein lockendes Lächeln - so stand sie an einer reizvollen Bucht. Der Wind spielte mit ihrer dünnen Bluse, unter deren Paisleymuster sich ihre Brüste deutlich abzeichneten.

Fremd und verführerisch wirkten sowohl das Mädchen als auch die malerische Einsamkeit um sie. Minutenlang starrte er auf das Foto am Bildschirm, saugte jedes Detail gierig in sich auf. Dazwischen überflog er ihre Nachricht:

‘Hallo Malte, mein Deutschlehrer,

so sehe ich aus. Ich hoffe, du bist nicht zu sehr - was ist: ‘disappointed’ in Deutsch? Und du musst mir ein Bild schicken. Ich bin gespannt. By the way: Ich bin heute bis halb elf und nächsten Mittwoch und Donnerstag ab halb zehn im selben channel wie das letzte Mal. Wenn du nicht kannst, send’ mir ein anderes Date. Hope to hear from you soon

Despi’

Malte durchwühlte seine Fotos - viele waren es nicht. Wer fotografierte ihn schon? Dennoch fand er eines, das passte: Vor gut sechs Jahren war es aufgenommen worden, bei Beginn seines Zivildienstes: Das Haar noch voll, trug er keine Brille, dafür ein weißes T-Shirt, eine Kette um den Hals und eine schwarze Hose. ‘Das geht’, dachte er und legte das Bild auf den Scanner.

Bevor er den Computer ausmachte, druckte er sich ihr Foto aus, so groß es ging. Es war seltsam still ohne das Geräusch des Rechners. Draußen herrschte schon wieder die Dunkelheit, matt hing der fahle Sichelmond in den Wolken. Nur Maltes kleine Schreibtischlampe brannte. Er steckte sich einen Joint an. Während der harzige Rauch langsam aufstieg, betrachtete er erst das Bild des Mädchens, dann den Mond, schließlich wieder den Ausdruck.

SYSTEMANALYSE

Hannah

Da saß sie nun bei schlechtem Licht auf dem Bett ihres Hotelzimmers und kaute an einem Apfel herum; den ganzen Tag aß sie Äpfel, wenn sie übermäßigen Appetit hatte - das war gesund, ließ sie ihr Hungergefühl vergessen und machte wenigstens nicht dick.

Draußen war es dunkel, bis zum Frühstück blieb noch über eine Stunde. Sie brütete über einem Manuskript, in dem sie mit rotem Stift wie wild herumstrich. Sie hatte schlecht geschlafen - da war schon wieder dieser Traum, oder besser: einer dieser Träume gewesen. Danach hatte sie nicht mehr einzuschlafen vermocht. Wahrscheinlich war sie nervös, wegen des Vortrages heute.

Sie war gestern zum Abschluss ihres Frankfurter Engagements erneut gebeten worden, „als erfolgreiche Frau aus der IT-Branche“, etwas bei einer Laudatio zu sagen - anlässlich des alljährlichen Wirtschaftsforums des IHK und der Konzernleitung von NGM Deutschland als größtem Steuerzahler der Stadt. Anwesend würden die Oberbürgermeisterin selbst sein, der Aufsichtsratsvorsitzende von NGM, der komplette Vorstand und zahlreiche hochrangige Vertreter aus Wirtschaft und Politik; selbst einige hessische Bundestagsabgeordnete hatten sich angekündigt.

Ihr Auftraggeber fungierte als Mitveranstalter des 'Events' - und ihm war die Hauptrednerin, eine Professorin aus Berlin, kurzfristig ausgefallen. Damit unter den sieben Festrednern wenigstens eine Frau sei, so seine Bitte, könne sie „als Vertreterin aus der Praxis“ doch vielleicht kurzfristig als erste Rednerin einspringen? Das Manuskript der Frau Professorin, immerhin, hatte er ihr „sehr gerne“ zur Verfügung gestellt - „als kleine Anregung“ ... Sie hatte im Übermut zugesagt, denn es gab tatsächlich manches, was sie den versammelten Herren und der Oberbürgermeisterin zum Thema *'IT-Revolution - unsere Zukunft und Chance'* sagen wollte.

Jetzt bereute sie ihren Mut, war aufgeregt wie ein Kind - es waren über zweihundert Gäste geladen. Außerdem hatte sie Kopfschmerzen. Die Stirn in Falten, las sie:

'Der Einsatz der neuen Informationstechnik führt in der Industrie zu einer Entkoppelung des Mitarbeiters von maschinellen Abläufen, sodass eine vollständige zeitliche und räumliche Trennung der konkreten Arbeitstätigkeit vom technischen Produktionsvorgang ermöglicht wird. Das Programmieren, Steuern und Kontrollieren des Fertigungsprozesses erfolgt heute z.T. schon in einem örtlich entfernten Büroraum; dies wird bald zur Regel werden: Anwesenheit in Abwesenheit. Damit werden ganze Standorte obsolet, massenhaft Arbeitsplätze in der Produktion werden verschwinden. Eine Arbeitslosenquote, wie wir sie heute kennen, wird uns paradisisch niedrig erscheinen.

Doch die Vorteile dieser nicht aufzuhaltenden Entwicklung überwiegen bei weitem. Ein schönes Beispiel hierfür liefern ausgesprochen präzise arbeitende medizinische Sonden, die ferngesteuert Operationen ausführen können. Da diese Geräte mit Kameras ausgestattet sind, ist es bald kein Problem mehr, selbst die schwierigste Herztransplantation oder Krebsoperationen, beispielsweise in Afrika, von einem amerikanischen Spezialisten ausführen zu lassen, der dazu nur an seinem heimischen PC zu sitzen braucht; der Arzt lenkt die von der Sonde durchgeführten Schnitte gemäß des Bildes, das auf seinem Monitor erscheint. Das ist sicherer und präziser als es der beste Chirurg vor Ort könnte; gleichzeitig kommuniziert er verbal über Kopfhörer mit dem Operationsteam am Krankenbett. So werden schon bald auch die Patienten in den Genuss der optimalen Behandlung kommen, die eine solche wegen immenser Transport- und Krankenhauskosten normalerweise nie bezahlen könnten.

Mein nächstes Beispiel soll nicht zynisch klingen, aber Ähnliches gilt nicht zuletzt für die präzise, ja in den Medien auch immer wieder zu Recht als chirurgisch bezeichnete Kriegsführung der Vereinigten Staaten – man erinnere sich, der Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen im Irakkrieg hielt sich die ganze Zeit in seinem Wohnhaus in Kalifornien auf.

Ich fasse zusammen: Im letzten Vierteljahrhundert hat sich mehr und mehr die Informationsverarbeitung als der zukunftsbestimmende Bereich menschlicher Aktivität herausgebildet. Die Wertschöpfungsprozesse in Unternehmen sind heute überwiegend das Ergebnis wissensbasierter Leistungen. Wissen wird zum entscheidenden Produktionsfaktor. Unsere Wissensbestände insgesamt wachsen so rasch, dass ihre Verdoppelungszeit derzeit nur rund fünf Jahre beträgt, Tendenz steigend.'

Von nebenan drangen erste Geräusche zu ihr herüber; ein Radiowecker, Wasser, dann das leise Brummen eines Rasierapparates: Endlich war sie nicht mehr die Einzige, die wachte; der Tag, er war angebrochen, der Tag des Vortrages - zugleich der lang ersehnte, an dem Susanne hier eintreffen würde ... Es fiel ihr schwer, sich wieder auf ihre Vorbereitung zu konzentrieren:

'Überhaupt ist die mathematische Kurve, die am zutreffendsten die menschliche Entwicklung beschreibt, nicht mehr, wie sie es bis gegen 1900 über Jahrtausende hinweg gewesen ist, eine lineare - sondern die Exponentialfunktion. Die Metapher schlechthin für diese Entwicklung ist das Internet und die daran geknüpften Erwartungen: Jenes geradezu mystische Netz, das die Eigenschaften des Unkontrollierbaren hat - eine Art neuer

Gott, dem geziemenderweise Tribut gezollt wird in künstlerischen, wissenschaftlichen und intellektuellen Kreisen - ebenso wie zeitweilig an den Börsen dieser Welt und in den Zirkeln der politisch Verantwortlichen. Die damalige Gründerzeit-Euphorie war freilich genauso verkehrt wie der jetzige, ganz und gar grundlose Katzenjammer: Weltweit sind gerade mal 6 % online – dieser Neue Markt kommt langsam, aber gewaltig!

Lustlos korrigierte sie an dem fremden Text, ohne die Kraft, eigene Ideen einfließen zu lassen, doch fand sie den Text der Berliner Professorin längst nicht mehr so überzeugend wie am Abend, als sie darüber eingeschlafen war.

'Dies bedeutet, dass ein Unternehmen, welches sich im härter werdenden globalen Wettbewerb durchsetzen möchte, bewusst und planbar seine Lernkapazitäten auf allen Bereichen und Ebenen erhöhen muss. Neue Untersuchungen belegen: Die hierfür erforderlichen Fähigkeiten und 'soft skills' finden sich überdurchschnittlich oft bei Frauen - die gleichwohl noch immer in allen Führungspositionen deutlich unterrepräsentiert sind. Werden wir uns bewusst: Die Zukunft, auch unserer Unternehmen, ist weiblich!'

Hannah gähnte; die Vorstellung, das hier in weniger als drei Stunden vor Publikum vorzutragen, schien ihr geradezu absurd. Auf was hatte sie sich da eingelassen! Sie legte das Manuskript beiseite und ließ sich hintenüberfallen. Bild für Bild sickerte ihr letzter Traum in ihr Bewusstsein zurück: Gazellenschlanke Mädchen in weißen Gewändern nähren ihr am Leib ein Kleid aus Plastiktüten zusammen, rollen ihr die Socken runter, wie sie es als Kind immer getan hat, und schneiden sie vorne ab, sodass ihre Zehen herauslugen. Sie sagen, das bringe Glück.

Dann wickeln sie blühenden Mohn um eine Krone aus rostigem Stacheldraht, setzen sie ihr unter feierlichem Gesang aufs Haupt. Das Genestel an ihrer Taille und an ihrem Kopf stört sie, doch ist sie hier nicht Gast? Sie ist wieder in Afrika. Endlich. Sie schweigt.

Auf der Fahrt, auf dem offenen Verdeck eines alten LKW, hocken nur Schwarze um sie und unterhalten sich leise. Die Drahtkrone rutscht herab, hängt jetzt um ihren nackten Hals wie eine Kette. Der Mohn verliert eine nach der anderen seine Blüten, wie rote Schmetterlinge verlieren sie sich im Wind. Die Schwarzen rufen dem Fahrer zu, er solle schneller fahren und lächeln ihr freundlich zu. Trotzdem scheint die Straße sich ewig hinzuziehen. Endlich sind sie in Frankfurt, der Vortrag steht an. Ihr Kleid scheint ihr unpassend, sie ist zudem verschwitzt und voller Staub.

Auf dem Marktplatz vor den glasstählernen Palästen der Banken und Versicherungen ist ein alter Brunnen. Wasser entströmt steinernen Froschmäulern. Sie kniet ins strömende Wasser, in dem es vor Kaulquappen wimmelt. Schleimige Algen winden sich um ihre nackten Waden, drücken sich an ihre blasse Haut. Sie denkt: Ein Glück, dass das Kleid aus Plastik ist, so wird es wenigstens nicht nass. Da taucht plötzlich vor ihr im Wasser die Fratze dieser Frau auf, und schreit wieder und wieder: „Mörderin, die von eigener Hand sterben wird, besudelt auf ewig, hinfort mit dir ... Mörderin, Mörderin ...“ Das Pfeifen in ihrem Ohr ist laut wie damals, unmittelbar nach ihrem Hörsturz.

Sie hatte geweint, hätte es beinahe wieder getan, da nahm sie wieder ihre Arbeit zur Hand.

„Im Großen und Ganzen machen wir uns noch immer viel zu selten klar, gegenwärtig findet eine Revolution statt, deren Ausmaße historisch höchstens mit der Industriellen Revolution zu vergleichen sind. Unsere gesamte Kultur basierte bisher auf der Erzählung; sie ist noch immer die Schlüsselform jedweden kulturellen Austauschs. Alles, was wir erleben – wir verpacken es in Form einer Erzählung: das tragische Scheitern unserer Liebe, der lange hindernisreiche Kampf im Job, letztendlich erfolgreich wie der, unsere Kinder auf den richtigen Weg zu bringen: mühselig, voller Rückschläge, aber letztlich doch erfolgreich. Die Neuen Medien brechen mit dieser Tradition: Sie basieren allein auf ihren Datenbeständen, die nicht linear sind, keinen Anfang und kein Ende kennen, keiner ordnenden Zentralperspektive gehorchen. Der Datenbestand ist die neue symbolische Form des Computerzeitalters, alles, was wir wissen werden, wird die Form von Daten haben.

Datenbestände in ihrer grundsätzlichen Offenheit für ganz unterschiedliche Arten der Anordnung erzählen also keine Geschichten, sie zerstören vielmehr das Denken in solchen: alles ist jederzeit verfügbar. Bei der klassischen Erzählung ergab die Abfolge der Sätze eine ziemlich unumkehrbare Bedeutung, ihre Kategorien aber waren verborgen: Der Datenbestand legt diese Kategorien offen, verbirgt hingegen die Abfolge seiner Elemente, da er keine solche kennt. Die Befehle des Programms, das man benutzt, sind ja immer verborgen, für den Anwender unsichtbar. Jede Benutzerleistung offeriert die Anordnung der Daten des Programms, aber nicht, wie diese zu einer sinnvollen Aussage zu kombinieren sind. Insofern sind Datenbestände offener, ehrlicher, frei von Mythen und Ideologien. Dies wird auf unser Denken zurückschlagen: Die kulturelle Auseinandersetzung der Zukunft wird die des Kampfes der auf Erzählungen basierenden alten Kultur gegen die freie Verfügbarkeit und Kombinierbarkeit unserer Daten sein, die eine neue telematische Kultur schaffen wird. Daten kennen keine Verlierer oder Gewinner, kein Anfang und kein Ende, kein gut und böse. Daten schaffen Verwertungszusammenhänge, mehr nicht. Nutzen wir die Chancen dieser Revolution, statt ohnmächtig die Folgen zu konstatieren!'

Langsam sickerte das milchige Morgenlicht ins Zimmer, und mit ihm die leise Freude: Der Job bei NGM war erledigt. Übermorgen um diese Zeit saßen Susanne und sie schon im Flieger, und was noch viel schöner war: Ihre schlaflosen Nächte würde sie nicht mehr alleine verbringen müssen. Froh las sie zu Ende:

'Lasst uns den ewigen Bedenkenträgern also selbstbewusst entgegentreten: Wissen wir nicht längst, dass die Politik nur ohnmächtig Kausalitäten konstruiert, um ihren Adressaten zu suggerieren, sie tue etwas – ohne die Frage zuzulassen, ob dieses Tun auch zur Lösung beiträgt? Nebenbei bemerkt: Die meisten Probleme, die hier

verhandelt werden, sind ohnehin nur emotionalisierte Spiegelfechtereien, hochgekocht von den Medien - ohne Belang. Lasst uns also lustvoll für eine Freiheit der Wissenschaft streiten, denn wir lösen gerade nicht alle, aber doch die meisten Probleme der Menschheit. Unsere Kinder sollten uns das wert sein.

Selbstverständlich, den Sprung zur Wissensgesellschaft wird nicht jeder einzelne schaffen, nicht jeder hier bei uns und auch nicht jedes Land im internationalen Wettstreit. Ich sprach bereits von der Explosion der Arbeitslosigkeit, die uns beispielsweise bevorsteht. Unsere sozialen Systeme sind restlos veraltet, ich brauche Ihnen das nicht zu sagen. Mehr Eigenverantwortung lautet hier schon lange die Devise.

Abschließend kann der Hinweis nicht schaden, dass auch zu früheren Zeiten nicht jeder ein Fürst, ein Unternehmer war, es gab immer auch Knechte und einfache Arbeiter. Sie sich immer als unglücklich vorzustellen, ist hingegen ein Ammenmärchen. Diese schlichte Grundwahrheit in ihrer ungebrochenen Gültigkeit zu erkennen und aufzuhören, allen Menschen ihr Glück staatlicherseits zu verordnen, das scheint mir denn auch das einzige, was die Politik zur digitalen Revolution beitragen kann.

Meine Damen und Herren, Herr Vorstandsvorsitzender, Frau Oberbürgermeisterin - ich bedanke mich für ihre Aufmerksamkeit ...'

Hannahs Kopf schmerzte, als säße darin der gesamte technische Fortschritt und dränge hinaus. Sie legte das Blatt aus der Hand, nachdem sie den letzten Abschnitt komplett gestrichen hatte: Diese Rhetorik war ihr verdächtig. Da wollte sie nichts mit zu tun haben: Sie warf, einem plötzlichen Impuls folgend, das komplette Manuskript in den Papierkorb.

Wie sie die Geliebte vermisste! Sie setzte sich aufs Bett und ließ den Oberkörper hintenüberfallen, schloss die Augen, ahnte Susannes Gegenwart, die sich in ihrem Innern ankündigte, fühlte, wie die Atmosphäre auf eigenartige Weise sich zu verdichten schien: Sie waren plötzlich eins, erinnernd spürte sie kühle Haut eng an ihrem Körper, ein Nachthemd aus weicher Seide ... Hannah presste mit geschlossenen Augen ihre Lippen auf einen erwartungsvollen Mund. Lange lag sie regungslos auf dem Bett, vermengte schwer atmend ihre süße Träumerei mit der stickigen Luft des Hotelzimmers und schlief schließlich noch einmal ein, als die ersten Sonnenstrahlen durchs Fenster drangen. Heute würde ihr neues Leben beginnen!

Den Vortrag hielt sie nicht, sie sagte auch nicht ab; statt dessen schlenderte sie ziellos durch die Innenstadt, in Erwartung des ICE aus Köln.

PLUG & PLAY

Malte

Die Jobsuche war nahezu aussichtslos: Bis auf völlig unterbezahlte Sklavenarbeit – Kistenschleppen in aller Herrgottsfrühe auf irgend einem Großmarkt für nicht einmal 5 Euro die Stunde - oder die wenig verlockende Tätigkeit als Versuchskaninchen für die Pharmaindustrie, war alles, um was er sich bewarb, längst vergeben.

Also studierte er, um zu verdrängen, eifrig wie lange nicht mehr. Er besuchte sogar Vorlesungen, für die er gar keinen Schein brauchte. Eines Tages kam ein Brief von der Bank, er war inzwischen natürlich knietief im Dispo, und man zitierte ihn in kaum verhülltem Kasernenhoftone zu einem Gespräch. Er warf das Schreiben weg.

Was er tagüber vermied, waren Pausen. Zeiten, in denen er nichts zu tun hatte, menschlichen Kontakt. Gerade in der Mensa, der Cafeteria und an ähnlich belebten Orten machte sich regelmäßig seine Einsamkeit bemerkbar - inmitten einer Masse von Studierenden, die sich alle zu kennen und, schlimmer, andauernd zu küssen schienen.

Es war unglaublich, wie vielen verliebten Pärchen man an einem Tag an der Universität begegnen konnte! *'Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe als sie verdienen'*, erinnerte er sich an ein Wort von Marie Ebner-Eschenbach. Malte verzog sich da lieber nach Hause.

So verflogen die Tage. Eigentlich waren sie ihm nur unnützes Vorspiel, bis er gegen halb zehn endlich Despi erreichen konnte. Vorher hatte sie keine Zeit: Jeden Abend (für sie war es eine Stunde später) trafen sie sich; manchmal da, wo sie einander zum ersten Mal begegnet waren, manchmal in anderen Chat-Räumen.

Ihm war gelungen, ihr Deutsch nachhaltig zu verbessern. Am Anfang waren diese Gespräche regelrechte Nachhilfestunden gewesen, belebt durch ihre erfrischende, lebendige Art. Sie musste tagsüber viel dafür tun, er registrierte ihre täglichen Fortschritte mit großem Erstaunen.

Stundenlange Unterhaltungen waren das, die Malte vergessen ließen, dass er nur Buchstaben in den Rechner eingab und auf ihre Reise durchs Netz sandte: Ja, wenn er so vor sich hindachte, sah er die Typografie auf dem Bildschirm vor seinem inneren Auge.

Sie lebte in Athen und interessierte sich nicht so sehr für das, was andere Leute in ihrem Alter begeisterte: Hip-Hop, MTV, Inlinern, Mountainbike, Salsa - das ließ sie kalt. Dafür ging sie viel ins Kino und in die Oper, wovon sie ihm ausführlich berichtete. Bald wollte sie studieren, sagte sie - die Arbeit langweile sie.

Ob sie einen Freund hatte oder nicht, wusste er nicht, er hatte einen gewissen Vorbehalt auf seine tastenden Versuche hin gespürt, das herauszubekommen - und war taktvoll genug, nicht weiter nachzubohren.

So saß er mit nacktem Oberkörper vor dem Computer - die letzten Tage hatte er sich angewöhnt, sein tägliches Hanteltraining kurz nach acht zu beginnen, damit die Zeit, bis er Despi traf, schneller verging. Etwas Gras und

ein kurzer Schlummer hatten ihm dann vollends die Warterei verkürzt und ihn in die richtige, entspannte Stimmung für das heißersehnte Gespräch versetzt. Im Hintergrund lief *Curtis Mayfield*, Malte entdeckte gerade den Soul für sich. Gut gelaunt berichtete er ihr von seinem Tag:

<Disappearance> ... Jedenfalls, dann bin ich heim, hab etwas gegessen und mein Training gemacht. Jetzt sitze ich hier ... Ich denke, ich hab' dich genug gelangweilt.

<Kim> Nein, mich interessiert, was du den ganzen Tag über so machst. Findest du nicht, dass du zu viel alleine bist?

Woher wusste sie das? Maltes Herz schlug schneller. Bisher hatte er immer vermieden, ihr zu gestehen, wie einsam er war... Und wie viel sie ihm bedeutete. Auf ihre Fragen, ob er eine Freundin hätte, hatte er immer ausweichend geantwortet, Dinge wie: 'momentan nicht'.

<Disappearance> Manchmal vielleicht.

<Kim> Ich möchte dir sagen, was mein Gefühl ist: Du hast bis jetzt keine Freundin gehabt. Du schämst dich, es zuzugeben. Richtig?

Malte benötigte all seinen Mut, mit zitternden Fingern zwei Buchstaben einzugeben.

<Disappearance> Ja.

<Kim> Ich freue mich, dass du ehrlich bist. Du bist verrückt. Du schämst dich für was, das eigentlich wunderbar ist: Du wartest auf die Richtige, bewahrst dich auf. Das ist doch gut. Ich habe dein Foto gesehen: Du bist schön.

Die Platte war zu Ende. Mit einem zarten Klicken kehrte völlige Stille in das Zimmer ein. Malte hörte nur das monotone Lüftungsgeräusch des Computers und sein gleichmäßiges Atmen. Sein wie rasend klopfendes Herz verriet ihm, es war der richtige Zeitpunkt, ihr alles zu gestehen.

<Disappearance> Oh Despi. Wie glücklich bin ich, dich zu kennen. Ich glaube, ich habe mich in dich verliebt. Du bist so schön, so verständnisvoll. Stört dich, wenn ich so ehrlich bin?

<Kim> Nein. Ich mag dich auch sehr gerne.

<Disappearance> Wie gerne säße ich gerade neben dir!

<Kim> Und dann?

In Malte stieg eine Welle der Erregung auf. Ja, er konnte ihr alles sagen, seine geheimsten Wünsche. Er war so glücklich.

<Disappearance> Ich würde dich küssen, deine zarten Lippen spüren. Und lange umarmen, deine Haut wollte ich atmen, deine geheimnisvolle, zarte Haut ... Ich wollte, du wärest nackt.

<Kim> Du bist so dichterisch. Sagt man so? Ich habe nur ein dünnes T-Shirt und meinen – favourite? - slip an. Wäre es dein erstes Mal?

<Disappearance> Ja - und für dich?

<Kim> Nicht das erste Mal - bist du jetzt enttäuscht?

<Disappearance> Das stört mich nicht.

<Kim> Schön. Hättest du Lust, dich auszuziehen. Jetzt?

Ein ungeahntes Glücksgefühl durchströmte Malte, seine Erregung steigerte seine Neugier: Wie weit würde sie gehen? Hastig tippte er ein:

<Disappearance> Ja

<Kim> Ich bin nackt, du auch?

Malte stand auf. Er riss sich regelrecht die Hose und die Unterhose vom Leib. Die Socken vergaß er. Fast nackt setzte er sich zurück an den Bildschirm, seine Augen auf ihrem Foto, glitten über ihr hübsches Gesicht, die dünne Bluse ... Ganz kalt fühlte sich der Stuhl an.

<Disappearance> Ja.

<Kim> Gut. Wir können uns nicht vereinen, aber unsere Fantasie kann. Du bist sehr wild.

<Disappearance> Ja, ich bin wild. Ich spüre deinen Körper eng an mir, deine erregende kühle Haut. Du küsst meinen Bauch ...

Malte begann automatisch, mit der freien linken Hand, spielerisch über seinen Körper zu fahren, während er sich ihren Körper vorstellte, ihre Erregung spürte. Es war wie eine Übertragung, ja, er glaubte, sie ganz nah bei sich, tief um sich zu fühlen. Die Phasen, bis eine Antwort auf dem Bildschirm erschien, dauerten indessen immer länger.

<Kim> Oh Malte, wir sind verrückt. Ich spüre deine muskulösen Arme um mich, du bist so groß und stark. Ich bin bereit, dich zu empfangen. Oh ja, fuck me!

<Disappearance> Ja! ICH WILL DICH!!

<Kim> Oh schön, wenn wir zusammen liegen könnten ... Hast du mich gespürt?

<Disappearance> Ja. Es war so schön. Ich liebe dich!

<Kim> Ich dich auch. Ich wünsche dir eine wunderschöne Nacht, ich werde von dir träumen. 'Liebe dein Leben und lebe deine Liebe.' Schön, nicht? Treffen wir uns morgen um die gleiche Zeit?

<Disappearance> Ich umarme dich! Wir beide, das ist etwas ganz Besonderes! Bis morgen. Ich liebe dich.

Sie war weg. Wie betäubt saß Malte vor dem Bildschirm, während kalte Feuchtigkeit in seinen Bauchnabel rann; ihn fröstelte leicht, was hatte das für eine Bedeutung: Er liebte, und er wurde geliebt!

FILTER

Susanne

Die Straßen unterhalb des Aventin wirkten aus der Ferne seltsam gelockert, beinahe porös. Rom schöpfte Atem für eine weitere schlaflose Nacht; es herrschte noch immer diese unglaubliche Schwüle. Die Terrasse des feinen Ristorante di Ostia war fast bis auf den letzten Platz besetzt; Susanne und Hannah saßen bei einem Glas schweren Rotweins über den Resten ihres Desserts und starrten auf die ersten Abendlichter unten am Tiberufer.

Das Leben schien wie im Hochsommer auf die Nacht auszuweichen, angesichts dieser bemerkenswerten Winterhitze, Titelthema aller Zeitungen in diesen Tagen. Der stete Lufthauch aus Afrika blieb, vermengte die Gerüche der Speisen mit denen der Straße, der kläffenden Hunde, der von verschwitzter Haut aufsteigenden Parfums, des Verkehrschaos jenseits der alten Mauer. Zwar war die Dämmerung weit fortgeschritten, aber noch ging der Stich ins Rote, vornehmlich über dem Horizont, wo der Himmel amethysten glänzte und die tief stehende Sonne den Wolken einen versöhnlichen Anstrich gab.

Susanne genoss die Tage und Nächte ihrer Reise; wie ein Kind saugte sie alle Eindrücke in sich auf. Manchmal verdichteten sich die Dinge und Impressionen und was sie auslösten derart, dass es fast zu viel wurde. Sie rang nach Worten: „Ach, herrlich! Ich meine: Dass es hier Ecken gibt wie diese: wo alles noch scheint, wie es immer gewesen ist. Keine Notebooks, keine flackernden Werbedisplays, und nicht mal jetzt, da ich das sage, klingelt ein Handy.“

Die Freundin nickte.

„Manchmal wünschte ich, jetzt in den 60er zu leben – ohne all das Zeug. Ich glaube, damals war man näher am Wesentlichen.“ Sie trank ihr Glas in einem Zug leer.

Hannah wirkte abwesend und schwieg; erst viel später sagte sie: „Also, wenn ich zurückdenke, ich weiß nicht so recht. Gut, die Plakate und Leuchtschriftreklamen waren noch keine LEDs oder Videodisplays, aber sonst ... Außerdem, ich liebe meine Arbeit, mit eben diesem Zeug. – Und überhaupt: Ist es nicht wie immer: Wir essen, schlafen, lieben, frustrieren einander ...“

Susanne fühlte sich, nicht erst jetzt, von Hannah allein gelassen mit ihrer Begeisterung. Außerdem mochte sie deren unkritische Haltung nicht: „Stell dir mal ein Leben ohne Handy vor, ohne Computer. Das ging wunderbar, all die Jahre, aber jetzt fühlte jemand wie du sich doch wie amputiert ohne das Zeug. Ich denke, das Gemeinste an der ganzen Entwicklung ist ihre Beiläufigkeit. Also, weil ich da eine große Distanz zu habe: Ich beobachte seit Jahren, wie diese hässlichen Maschinen, von Männern unentbehrlich gemacht, unseren Alltag von Grund auf verwandeln. Das Ganze ist eine richtige Revolution: Der Globus, auf dem wir leben, wird Schritt für Schritt ein anderer, wird kleiner, enger, noch schneller, unsere inneren Welten und Begrenztheiten aber bleiben die alten: unsere Urträume, Sehnsüchte, Ängste.“

„Ich weiß nicht. Das klingt mir zu esoterisch. Außerdem, du redest da von Hässlichkeit. Ich weiß nicht, ob das der Punkt ist. Wenn die ganze Sache bloß öfter funktionieren würde ...“

Susanne verzog das Gesicht und schenkte sich nach. „Hey, das ist mir Ernst; du machst dich über mich lustig. – Gerade du müsstest wissen, dass diese Maschinen ... männlich sind!“

„Na ja. Mein Notebook heißt ‚Marie‘.“ Warum ließ Hannah sie nie an sich heran, wenn es um Computer ging? Gut, sie programmierte die Dinger nicht, War das deshalb dummes Zeug, was sie redete? Sie wollte ernst genommen werden. „Ja, wir Frauen sind doch, wenn überhaupt, reine Anwender, die Rechner als nützliche Maschinen nehmen. Männer dagegen werden zu kleinen Jungs, die ihre Computer wie Autos personifizieren,

tunen, hegen und pflegen ... All das, weil sie glauben, damit anderen zu imponieren - zwar ohne jede Aussicht auf Erfolg, aber egal.“

Hörte Hannah überhaupt zu? Sie nestelte sie an ihren Taschen herum und fand endlich, was sie suchte: das silberne Feuerzeug. Seit sie wieder einmal zu rauchen aufhörte, war es schlimmer geworden. Ihre Züge entspannten sich sogleich, doch bald machte sie die Zigarette wieder aus.

„Sorry, manchmal denke ich einfach nicht daran. Ohne dich würd' ich das niemals durchhalten: fünf pro Tag, nicht mehr, ich weiß ...“

„Ich habe nichts gesagt.“

Beide schwiegen. Unten auf der Straße stand eine Gruppe überraschend hellhäutiger, feingliedriger Jungs, dicht gedrängt, mit schwarzen, hoch gegeltem Haaren; sie trugen bunte Sportkleidung und Turnschuhe; einer war ganz oben ohne, sie kamen offensichtlich vom Fußball; jedenfalls legte das der Ball nahe, der auf dem Pflaster von einem Fuß zum anderen wanderte, so flink, dass Susanne ihm kaum mit dem Auge folgen konnte. Schlanke Italienermädchen in engen, sommerlich-eleganten Kleidern standen dabei, man flirtete ein wenig. Dann kam ein Cabrio angefahren, hektischer Discobeat drang in Überlautstärke zur Terrasse herauf; dazu hupte der Fahrer aufdringlich: ein dunkelblonder Athletentyp, die Sonnenbrille im Haar, daneben ein ähnlich gebautes Exemplar mit Baseballkappe; drei der Mädchen stiegen ein, lachten, als mit quietschenden Reifen angefahren wurde, die Zurückgebliebenen johlten und gingen weiter.

„Da hast du's: Wie Autos sind Computer zunächst einmal von Männern für Männer gemachte Maschinen, die der Art, wie Männer denken, entgegenkommen. Im Wesentlichen geht es um die Ausdehnung des männlichen Ichs, beim Auto von hier bis Como in knapp vier Stunden, beim Computer von hier bis Las Vegas in zwei Sekunden. Oder der typisch männlichen Zug zur Gehirnnonie; erinnerst du dich noch an den völlig trostlosen Bildschirm bei DOS? Eine graue Zahlen- und Buchstabenwüste auf schwarzem Hintergrund; fürchterlich seelenlos und tot, Sinnbild für erstarrtes, technisches Denken.“

„Aber ob es gut ist, wenn wir Frauen uns darauf ausruhen, uns zurückziehen? Ich meine, gestern erst habe ich neue Zahlen gelesen ... Unter den Akademikern in der IT-Branche sind nur knapp ein Sechstel Frauen, schlimmer noch: Die Zahl der Informatikstudentinnen ist seit den siebziger Jahren noch einmal massiv zurückgegangen; heute ist nicht einmal mehr ein Siebtel der Studentinnen weiblich, selbst Mathematik scheint da momentan attraktiver.“

Susanne lachte. „Wundert dich das? Ich könnte mir auch - außer vielleicht Kfz-Mechaniker oder Bauingenieur vielleicht - nichts Uninteressanteres vorstellen.“

„Ach ja, da denkst du sehr weiblich. Aber das ist mir zu einfach: Geschlecht ist, was man tut, sagt Butler ... Und so ganz stimmt das ja auch nicht mehr: Immer dort, wo Menschen vermeintlich mit Menschen zu tun haben, zum Beispiel in der Grafik, in den Multimedia-Jobs rund ums Internet, in Call-Centern oder der Medieninformatik, da arbeiten mehr Frauen als Männer. Und auch bei diesen Jobs sitzt du den ganzen Tag vor dem Rechner.“

„Die Angst zwingt einen ja dazu, in solchen Zeiten! Freiwillig macht das doch niemand. Man muss ja froh sein, überhaupt Arbeit zu haben. Ich fände es aber gut, wenn da mehr Frauen eine gesunde Distanz einhielten: Sollen sich doch die Männer zu Sklaven ihrer Maschinen machen!“

„Ich weiß nicht, ob das so einfach ist ... Und: Mitmachen heißt immerhin auch Mit-steuern.“

„Wie in der Wirtschaft oder an Unis - fünf Prozent in Führungspositionen? Dass ich nicht lache!“

Hannah schüttelte unwillkürlich den Kopf. Sie wirkte verkrampft, schien sich bei dem Thema einfach nicht wohl zu fühlen. Der wie aus dem Nichts auftauchende Kellner fragte an, ob sie noch einen Wunsch hätten; sie verneinten gleichzeitig. Beide schwiegen nun; Susanne dachte an Branco, es versetzte ihr einen Stich, das geliebte Tier so fern zu wissen. Hoffentlich passte Hannahs Schwester gut auf ihn auf!

„Der arme Branco.“

Hannah nahm ihre Hand. Sanft sagte sie: „Bei Isabel geht es dem super ... Wirst sehen, wenn wir zurück sind.“

Zurück. Susanne mochte gar nicht zurück. Das war auch so ein unausgesprochener Punkt. Sie zog ihre Hand weg. Hannah schwenkte den Wein in ihrem Glas und blickte wie hypnotisiert hinein. Sie trank keinen Schluck. Irgendwann sagte sie:

„Wusstest du, dass unter den 300.000 Internetsüchtigen, also denjenigen, die bis zu 100 Stunden die Woche im Netz sind, sodass sie ihr Leben nicht mehr in den Griff bekommen, dreiviertel Frauen sind, die meisten Mütter mit Kindern, in unserem Alter ...“ Sie musste immer das letzte Wort haben.

„Langeweile natürlich! Weißt du, dass du echt anstrengend bist?“

Hannah nickte; sie lächelte, das erste Mal seit zwei Stunden, und griff erneut ihre Hand, liebte sie kurz.

Wie die Leute am Nebentisch herstarten! Susanne zog sich zurück, schroffer als beabsichtigt: „Nicht hier ... Ich mag das nicht. Wir sind in Italien; hier sieht man das nicht so locker ...“

„Na und? Soll doch jeder sehen, dass ich dich liebe.“

„Nein, du weißt, dass ich das nicht kann! Vielleicht später mal ... Jetzt schau nicht so: Denkst du, ich hätte mit Walter die ganze Zeit Händchen gehalten?“

„Den hast du ja auch nicht geliebt.“ Hannah legte die Stirn in Falten.

„Früher schon.“

Manchmal genügte die bloße Erwähnung der Tatsache, dass sie mit diesem Mann zusammen gewesen war, um Hannah aus der Fassung zu bringen; Susanne hatte ihr wohl manches zu einseitig erzählt, erkannte sie jetzt.

„Lass uns noch einen kleinen Spaziergang machen.“

„Wenn ich ausgetrunken habe ...“

„Sicher.“

Draußen wurde es wieder besser. Allein, in einer dunklen Gasse, ergriff Susanne die warme Hand der Freundin, sagte: „Ich liebe dich.“ Hannah sah auf, ein Blick, in dem sich Überraschung, Zärtlichkeit und etwas anderes, Tiefes, was da nicht hingehörte, mischten; dann lächelte sie und erwiderte leise:

„Ich dich auch. Ich dich doch auch.“

NEUE MEDIEN

Malte

Der Tag, an dem Malte ein neues Leben begann, war ein Donnerstag. Es war eine spontane Entscheidung, und eine einsame dazu. Die Einsicht in die Notwendigkeit, alles hinter sich zu lassen, übermannte ihn inmitten eines E-Mail-Interviews für die hiesige Studentenzeitschrift. Die war seine letzte verbliebene Einnahmequelle. Umso mehr hatte er sich die letzten Tage reingehängt. Er war schon ein wenig stolz gewesen, dass der bekannteste deutsche Medientheoretiker ihm hier auf seine Fragen per Mail antwortete.

Doch von einer auf die andere Sekunde war der ‚Unikurier‘ vergessen, all das hatte keine Bedeutung mehr. Malte war nämlich bewusst geworden, worum es ging. Sogleich beschloss er, ein anderer zu werden. Er wusste natürlich nicht, wie das alles enden würde. Aber er würde es nun in Erfahrung bringen.

Schuld war vielleicht der Text des Medientheoretikers. Auch ein Foto spielte eine gewisse Rolle; vielleicht war es die Kombination aus beidem. Er erkannte jedenfalls, dass er bisher falsch im Falschen lebte. Das war eine Erkenntnis, die ihn, so sehr sie ihn seither kalt gelassen hatte, nun in umso größere Unruhe stürzte. Dabei hatte alles zunächst ganz harmlos geklungen:

„Wer unsere Zeit verstehen möchte, muss zunächst die Rolle der Medien begreifen; Medien sind viel mehr als bloße Mittel menschlicher Kommunikation. Zunächst einmal sind sie so etwas wie ein vages Dazwischen. Sie erlauben erst sinnliche Wahrnehmung, indem sie ihr Möglichkeitsräume bereitstellen. Deren jeweilige, lose verfügbaren Elemente (z.B. Schallwellen im akustischen Raum) werden hier zu strikteren Anordnungen gruppiert: den konkreten Sinnes-Eindrücken - also den Formen der „Dinge“ (z.B. zu einem Akkord oder einem raschelnden Geräusch). Licht wäre demnach das Medium des Sehens, Luft das des Hörens und Riechens, Wasser des Geschmacks, usw. Das Medium selbst bleibt dabei unverbraucht und ist als solches auch nicht wahrnehmbar: Ich sehe die Formen der Dinge im Licht, aber niemals das Licht, ich schaue ein bestimmtes Programm, aber nicht: das Fernsehen, ich lese ein Buch, aber nicht die Schrift.

Medien sind also all die Wesenheiten der Welt, die keine Objekte sind, weil sie sich zwar ge-, aber nicht verbrauchen lassen – also schlicht alles, was sich im Gebrauch nicht verbraucht und dadurch unendliche Möglichkeiten etwa zur Sinneswahrnehmung schafft. Jedes Medium benutzt dabei mindestens ein weiteres als wiederum „sein“ Medium, das Buch das Schreiben, das Schreiben die Schrift und den Buchdruck, die Schrift die Sprache usw. Auch Menschen können so Medium für andere Menschen sein, aber nicht als Einzelne; so mögen, wie man sagt, die Frauen Medium manchen Künstlers gewesen sein, aber nie eine bestimmte.

Unsere ganze Welt ist Produkt unserer Sinneswahrnehmung und damit der Medien, die sie benutzte. Ein Mensch ist also das Resultat seiner jeweils ganz spezifischen Mediennutzung, seine „Identität“ ist bloß ein temporärer Vorrat an daraus entstammenden Assoziationen. Menschen sind, wie alles Leben, immer und von vorneherein Mediennutzer. Zugleich aber auch das einzige Lebewesen, das selbst Medien erzeugt, um sein Ich über Kommunikation auszuweiten.

Alle menschengemachten Medien, angefangen bei der Sprache, werden traditionell als Mittler oder Vermittler begriffen; besonders gilt dies für technische Medien: Ein Sender stellt den vorsortierten Möglichkeitsraum verschiedener Sinneseindrücke bereit, den ein Empfänger „entschlüsselt“, also zu seinen „Erfahrungen“ gruppiert. Dies gilt für alle technischen Medien, vom Buch, der Zeitung bis zum Fernsehen. Das ist richtig und falsch zugleich: denn was verbindet, trennt immer auch.

Sind diese einfachen Vorab-Überlegung richtig, kostet die Mediennutzung einen doppelten Preis, nämlich den der Gewöhnung und den der Einsamkeit: Wie der Rauschgiftsüchtige nicht ohne seine Droge glücklich sein kann, weil er nicht mehr in den physiologischen Zustand seines Gehirns vor dem ersten Schuss zurückkommt, so denkt z.B. der erfahrene Fernsehnutzer in Fernsehbildern. Das ist unumkehrbar. Und mit dem Kommunikations-Apparat ist man immer allein.“

Das war natürlich viel zu viel Text für die Studentenzeitschrift. Konnte man das kürzen? Gab es da Wichtigeres und Unwichtigeres? Arne beschloss, zunächst die Antwort auf die zweite Frage abzuwarten. Sein Blick fiel immer wieder auf Despiss Busen, der sich unter ihrem knappen Top abzeichnete: Sie hatte ihm ein Bild gesandt – ein

DIN-A-4-Ausdruck hing vor ihm an der Wand. Es dauerte gut 20 Minuten, er hatte geraucht und vielleicht etwas zu viel Gras erwischt; ein Signalton beschied ihm, dass die Mail da war; sie hatte erneut romanartigen Umfang:

„Neue Medien kennen kein Kontinuum; keine feinen Übergänge verschmelzen zur Ununterscheidbarkeit wie ein Ton in den anderen, ein Atemzug in den nächsten sich ergießt. Alles wird jenseits der Wahrnehmung in exakt gleichlange, kleine Einheiten aufgeteilt – Bilder, Töne usw.

Für Fragen der Herrschaft bedeutet dies, dass ohne bzw. gegen die Verfügungsgewalt über die Medien eine solche nicht mehr möglich sein wird. Somit liegt die Macht heute nicht mehr so sehr in den Gewehren, sondern im Spezialwissen von Informatikern, Ingenieuren und anderer Spezialisten. Damit ist zugleich das Ende der Jahrhunderte währenden Epoche der kulturellen Dominanz der „Geisteswissenschaften“ erreicht, das Ende des Humanismus.

Der zweite Punkt ergibt sich aus der Digitalisierung: Neue Medien bestehen ausschließlich aus komplett austauschbaren Teilen – jeder Punkt eines Bildes, jeder Ton eines Musikstücks, jeder Satz eines Textes ist genauso problemlos ersetzbar wie eine Befehlszeile eines Programms oder ein Teil eines Computers gegen ein anderes. Jedes Teil ist ersetzbar, austauschbar, wegwerf- und wieder verwertbar – und von vorneherein so angelegt. Der dritte Punkt ist der banalste: Neue Medien sind automatisiert – auf der Ebene ihrer Nutzung wie auch auf der Ebene ihrer Erzeugung (niederschwellig beispielsweise bei Grafik- oder den Programmen, die automatisch Websites generieren, hochschwellig durch die Anwendung von Künstlicher Intelligenz.

Neuerdings gilt dies auch auf der Ebene des Medienzugangs – bald wird über entsprechende Suchmaschinen im Internet auch die Suche nach Medien automatisiert sein. Es ist dieser Charakterzug der Neuen Medien, der sozial die schwer wiegendsten Folgen hat: Sie tendieren dazu, ihre Schöpfer überflüssig zu machen.

Der vierte Punkt wird oft mit dem zweiten verwechselt: Neue Medien sind immer ein wenig gesichtslos, insofern, als ihre austauschbaren Teile nicht Kopien immer desselben „Programms“ sind, sondern in verschiedenen, potentiell unendlich vielen Versionen existieren, – man denke an Programme, Treiber, Bilder, Texte aus dem Internet – wo doch schon ein und dieselbe Webpage auf jedem Rechner ein wenig anders aussieht.

Neue Medien sind gnadenlos variabel – so flexibel, wie ihre Anwendung den Benutzer, den Menschen, zu machen scheint. Ihre Flexibilität verändert die Gesellschaft, die ohnehin Fähnchen-im-Wind-sein als Kardinalstugend erkannt haben will. Insofern üben Neue Medien in der Arbeitswelt einen enormen und noch zunehmenden Sog aus, passend zu werden: also selbst variabel und austauschbar zugleich sein zu wollen oder zu müssen. Das Wollen und das Müssen, das ist die Hauptfolge der Digitalen Revolution, wird immer schwerer unterscheidbar.

Dahinter steht der letzte Punkt: Neue Medien sind wie alte Kulturprodukte; sie entspringen einer bestimmten Kultur und strahlen auf diese zurück. Auch sie zwingen zur Identifikation mit den geistigen Strukturen eines anderen – allerdings weit weniger transparent als es ein Buch tut: Einerseits spiegelt sich schon in der Benutzeroberfläche eines Programms, in der meist hierarchischen Anordnung der Funktionen die Kultur, aus der es entammt, andererseits liegt unter der Oberfläche eine technische Struktur, die wiederum ebenfalls zunehmend die Kultur prägt: Das ist neu.

Nutzer Neuer Medien stellen ihr Denken und Handeln nach Vorgabe der technischen Struktur Neuer Medien um: Wissen wird zunehmend ausgelagert. Wer weiß schon noch sofort, wie viel 456 geteilt durch 4 ist? Die Köpfe von Studenten gleichen heute den Startseiten ihrer Rechner, völlig unbeleckt von jedem außer elementarem technischem Wissen, wo und wie etwas denn zu finden sein könnte. Im Privaten werden andere Menschen austauschbar gedacht wie die Teile eines Rechners, „Beziehungen“ sollten besser Begegnungen heißen, so kurzlebig sind sie.

Jeder wird z.B. über mobiles Telefonieren kontrollierbar und kontrolliert zugleich andere. Ja, die gesamte öffentliche Kultur der Verschwindenden, die ihr Überflüssigwerden ahnen, kreist in Reaktion darauf mehr und mehr um das Spannungsfeld Voyeurismus/Exhibitionismus: Siehe, mein Körper! Ich existiere – man denke nur ans Internet, dieses kolossale Klosett oder an junge Menschen angesagter Agenturen, die sich beim Arbeiten in ihren voll verglasten Erdgeschossbüros selbst zur Schau stellen, als sei das interessant, was in diesen Büros passiert. Oder: Das Gedächtnis wird immer mehr als Festplatte angesehen, als bloßer Speicher gedacht (was den Unterschied von Erinnerung und Gedächtnis auflöst). Und die Grenze zwischen Realität und Virtualität wurde vielen erstmals schmerzhaft bewusst, als sie nach dem Aktiencrash des Neuen Marktes auf ihr Konto sahen. “

Malte glaubte zu erkennen: Unwichtig war das Ganze, einfach nur unwichtig. Was sollte solch ein Artikel? Das ging alles am Wirklichen vorbei. Das Wirkliche war die Liebe. Sie war alles, was zählte. Er würde hinfahren. Mit ihr um die Welt ziehen. All dies hinter sich lassen. Eines wollte er noch wissen, mit zitternden Fingern gab er ein:

„Eine allerletzte Frage. Müssten Sie einen Text schreiben, über diese Dinge, woran würden Sie alles aufhängen? Gibt es einen archimedischen Punkt?“

Diesmal dauerte es keine Minute, bis das erwartete Geräusch erklang.

„Ich habe darüber schon einige Texte geschrieben ... Ganz sicher die Auflösung der Bedeutung. Was bedeuten soll, löst sich vom ehemals Bedeuteten, wird davon weitgehend unabhängig. Über den kulturellen Raum insgesamt gesehen erweitert die geschilderte Entwicklung zunächst einmal im Guten wie im Schlechten die Mannigfaltigkeiten der ‚Kulturen‘ in einer Kultur, und damit verliert sich aber die durchgängige Bedeutung der Dinge – von Zeichen und Codes, sozialen Bindungen, gesellschaftlichen Gruppen, von Normen und Werten und sogar von Kapitalströmen ... Was das für mich ist, muss es noch lange nicht für dich sein, aber wir verwenden beide dasselbe Wort, dasselbe Zeichen, weshalb wir uns im Selben missverstehen. Das Leben der Überflüssigen wird so langsam, aber sicher zum einzigen Missverständnis. Sie wollen gebraucht werden, was für sie beispielsweise „arbeiten“ heißt, aber eben zum „Arbeiten“ braucht sie niemand. Natürlich missverstehen wir uns auch selbst. Maximale Entfremdung, das ist vermutlich das Moment, von dem aus sich alles zeigen lässt.“

Malte bedankte sich artig für das Gespräch. Kurz stand er im Zimmer, bewegungslos, die Augen geschlossen. Dann beäugte er sich im Spiegel, erst sein Profil, schließlich fiel sein wie üblich missbilligender Blick auf den unaufhaltsam weiter nach hinten wandernden Haaransatz.

Die Entscheidung fiel innerhalb von Sekundenbruchteilen: Er zog das T-Shirt über den Kopf und holte den elektrischen Haarschneider aus seiner Reisetasche. Das Ding hatte er vor einem Jahr für 6 Euro gekauft, schlicht deshalb, weil so etwas früher einmal das über Zehnfache gekostet hatte. Er setzte sich auf den kalten Stuhl vor den Spiegel, steckte das silberne, futuristisch geformte Gerät ein; den Aufsatz für 4 mm ließ er drauf. Das Gerät vibrierte angenehm kühl über seinen Schädel, sein Geräusch erfüllte den Raum und büschelweise fiel zu Boden, was ohnehin nur Schatten eines Kopfbewuchses gewesen war. Der Akt der Befreiung von seinem ewigen Haarproblem versetzte ihn bald in euphorische Unruhe, er arbeitete schnell und präzise.

Links fing er an, in der Mitte ließ er fünf Zentimeter stehen, dann schnitt er rechts alles ab. Er sah, wie er mit Irokesenschnitt aussehen würde, das musste nicht sein. Außerdem fielen die kahlen Stelle vorne selbst bei 4 mm Haarlänge unangenehm auf: Da nahm er den 2 mm Aufsatz und beschnitt radikal, was von seinen vor Minuten schulterlangen Locken übrig war.

Als er fertig war, wusch er sich den fast kahlen Schädel unter kaltem Wasser, trocknete sich ausgiebig ab, und besah sich im Spiegel: Ein Fremder blickte zurück, nackt und kahl. Immerhin hatte er keine abstehenden Ohren, auch war sein Hinterkopf einigermaßen gefällig abgerundet, das war das Wichtigste. Das müsste Despi mögen! Er ließ seinen Blick über den eigenen Körper schweifen, und was er sah, gefiel ihm heute einigermaßen. Nun begann er ohne Verzug, an seiner Geschichte für Despi zu schreiben. Alles klang ein wenig unheimlich, surreal – ja, sein Text gefiel ihm.

Zwei Stunden später war er fertig. Er zitterte. Als er mit dem schweren Hammer auf die Tastatur einprügelte und schließlich den Monitor einschlug, als die ersten Flammen kurz sein Gesicht erhellten, wurde ihm warm ums Herz. Die Reisetasche mit Klamotten und dem Nötigsten hatte er zuvor gepackt, ansonsten nahm er nur sein Notebook mit; er musste ja mit Despi in Verbindung bleiben.

2. Buch: Offline

Malte

Dumpf entwaberte einem breit bereiften VW Golf der stupide Bass eines Techno-Liedchens. ‚Du blödes, fahrendes Klischee!‘, dachte Malte; wie ein schweres, feuchtes Netz umfingen ihn die unwillkommenen Geräusche auf seiner Verkehrsinsel. Er schüttelte sich wie ein nasser Hund, doch der Lärm blieb. Da hob er gebieterisch die Hand, und siehe, die Kraftfahrzeuge ruhten! Er salutierte vor der Ampel und wankte seines Weges, direkt unter ihrem grünen Schein hindurch. Wohin er ging, wusste er nicht. Er hatte für diese Nacht keine Ziele mehr. Die Weinflasche von einer Nachttankstelle, die er schwenkte (es war die zweite), war jedenfalls noch lange nicht leer.

Ob man ihn bereits suchte? Nach ihm fahndete?

Die nicht ganz unberechtigte Frage kreiste in seinem Kopf wie die sprichwörtlichen Geier über einem Brand. Er wusste nicht einmal, ob er sein Zimmer tatsächlich in Brand gesetzt hatte, zu schnell war er davongelaufen. Doch er fühlte sich verfolgt wie einst Marinus van der Lubbe. ‚Ewiger Kleinbürger‘, schalt er sich.

Den ‚Club‘ hatte er längst hinter sich gelassen. Obwohl es fast November war, umfing ihn aufregend milde Luft, er hatte seine mintgrüne Lederjacke nicht einmal zugeknöpft: Das Thermometer auf einem Bankgebäude hatte vorhin 16 Grad angezeigt!

Vor ihm lag nun eine kleine Parkanlage, die zum Universitätsgelände gehörte. Seine Schritte waren zunehmend schleppend geworden; unvermittelt ließ er sich vornüber auf eine Parkbank fallen. Es war nicht wichtig, wie das aussah, es gab hier kein Publikum.

So ließ er seine Gedanken treiben, als es zu unbequem wurde, drehte er sich: Über ihm hing gleichgültig ein milchiger Nachthimmel, die Laternen des Parks tauchten alles in ein weißliches Licht und über allem schimmerten grün die Leuchtbuchstaben einer großen Bankgesellschaft. Die Silhouetten der Kastanienbäume zeichneten sich gegen den Nachthimmel ab, wie bizarre Fabelwesen wiegten sie sich im Wind und beschworen den armen Malte, sich der Müdigkeit zu ergeben. ‚Hier bist sicher ...‘, schienen sie zu flüstern. ‚... Du gehörst zu uns!‘

Er richtete sich nicht mehr auf. Im Liegen versuchte er zu trinken, schüttete sich freilich nur den billigen Wein ins Gesicht: Auch das war gleichgültig.

Schwer blieb er auf dem Bauch liegen, kuschelte sich, so gut es ging, an die harte Bank. Um ihn legte sich das Gefühl, er befände sich in einem riesigen Sumpf, der mit unerbittlicher Gewalt alles in seine Tiefe zog. ‚Bald tut es nicht mehr weh. Dennoch: Es ist nicht zu spät, nicht völlig zu spät, nicht zu spät ...‘

Über dieses improvisierte Mantra nickte er ein, eine strahlende Vision Despis vor Augen. Leider konnte er ihr nicht mehr schreiben; er hatte keinen Telefonanschluss mehr, und wie er aussah, traute er sich in kein Internet-Cafe. Das Guthaben seines Handys war längst aufgebraucht, dabei war er erst zwei Tage weg von zu Hause. Aber er hatte in einem Schließfach am Bahnhof das Geld aus seinem Bausparvertrag, die ganzen 6.188,50 Euro, seinen Ausweis und das Flugticket deponiert. Morgen kam Peter zurück, da würde er noch ein paar Tage bleiben, dann nach Zürich fahren, wo er sicherheitshalber seinen Abflug gebucht hatte. Dann würde Deutschland Geschichte für ihn sein.

Ungefähr zwei Stunden später wurde er durch den grellen Strahl einer Taschenlampe geweckt. Das Plärren von Sprechfunkgeräten vergegenwärtigte ihm augenblicklich, dass er der Staatsmacht in die Hände gefallen war. Er blinzelte. Beim Versuch, sich aufzurichten, spürte er einen stechenden Schmerz in seinem Kopf. Erst da gewahrte er, dass einer der Beamten die ganze Zeit schon geduldig und in breitstem Schwäbisch auf ihn einredete. Er verstand nach Längerem etwas von Personenkontrolle; seinen Ausweis wollten diese Menschen zu diesem Behufe sehen, und manches weiteres von ihm wissen, der er nicht recht bei sich war ... Das menschliche Antlitz der Staatsgewalt blieb infolge einer nach wie vor direkt auf seine Augen gerichteten Taschenlampe im Dunkeln. Den Ausweis, den konnten sie nicht sehen, aus gutem Grund (‚der Brand ... der Brand ...‘, echote es bitter in seinem Kopf).

Malte hatte keine Erinnerung mehr, wo er seine Geldbörse hingesteckt hatte, worin sich der Ausweis befunden hätte, wenn er nicht im Schließfach gewesen wäre. Zumindest so zu tun, als suche er, konnte nicht schaden. In seiner Jacke jedenfalls, wo er sie vermutete, befand sich das Portemonnaie nicht mehr. ‚Einen Moment‘, versuchte er Zeit zu gewinnen, während er im Sitzen alle möglichen weiteren Taschen absuchte. Ob er sein Geld an der Tankstelle liegen gelassen hatte? Weshalb fehlten dann auch sein Dope und seine Zigaretten? Ein Glück, der Schlüsselbund war noch da, tastete er seine Hosentasche ab. Selbst der Wein war weg! Ihm dämmerte langsam, man hatte ihn beraubt.

‚Alles weg, ich bin bestohlen worden!‘ Das klang so gleichgültig, dass es nicht einmal ihn recht überzeugte. Die Macht wurde langsam ungeduldig. ‚Sie können sich also nicht ausweisen? Wo wohnen Sie?‘

Auch diese Frage war angesichts der Umstände nicht ganz leicht zu beantworten. Er gab die Adresse der WG eines Freundes an, die hatten häufige Wechsel da. ‚So, so - eine feine Wohngegend haben Sie sich da ausgesucht.

Junger Mann, wir haben nicht die ganze Nacht Zeit!“ Wie Malte wusste, eine glatte Lüge: Das Problem war vielmehr, dass sie die ganze Nacht Zeit hatten, Zeit haben mussten! Jedenfalls, der Polizist schien ihm nicht zu glauben, weil die WG tatsächlich in einem eher noblen Viertel lag. War ja nicht Maltes Schuld. Kurz wurde ihm schwarz vor Augen, ihn schwindelte: In seinem Kopf wurde Stahl gewalzt, so fühlte es sich wenigstens an. Alles in allem wollte er unverzüglich weiterschlafen.

Malte sah jetzt, dass die schweigende Hälfte der anwesenden Staatsgewalt ein Mädchen war; höchstens neunzehn mochte sie sein, hatte große, ganz dunkle Augen, ein halbwegs hübsches Gesicht und langes, braun gewelltes Haar. Nur die Schirmmütze passte nicht. Dennoch, in seinem Zustand nicht ganz unverständlich, fasste Malte ein größeres Zutrauen zu ihr als zum Herrn Kollegen. Der war, wie Malte erkannte mindestens drei Jahre jünger als er selbst. Nach einer kleinen Ewigkeit kehrte er vom Wagen zurück; er wirkte ratlos. „Wir müssen einen Ausfall haben, irgendwas mit dem Computer. Die in der Zentrale wissen auch nichts Genaueres – ich komme einfach nicht ins Meldeverzeichnis rein. Kann also eine Weile dauern.“

Seine Kollegin blickte misstrauisch. Er fuhr fort: „Eigentlich müssten wir Sie jetzt in Gewahrsam nehmen.“ Man sah förmlich, wie er mit sich rang.

Die Kälte siegte schließlich; irgendwann sagte er: „Auf, packen wir’s. Und Sie gehen jetzt mal schleunigst nach Hause, klar!“

Malte hätte sie aus Dankbarkeit am liebsten geküsst. Der finstere Blick des Beamten hielt ihn zurück. So nahm er nur seine Thermo-Jacke. Womöglich war alles gut, wie es war. Bald legte er sich auf eine andere Parkbank, das Notebook als Kopfkissen, und schlief tatsächlich wieder ein.

HIGH MEMORY AREA

Hannah

Fahl flackerten die Lichter Brindisis im Dunst, verblassten langsam, bis nur noch das Grau des Nebels über der Adria lag, alles verschwamm, teilte sich in zwei Hälften, dunkel und verlangend das unruhige Wasser, eine Art Mysterienspiel auf- und abtanzender Schemen, der milchige Himmel darüber.

Ein frischer Westwind fuhr Hannah durchs Haar; sie stand allein an der Reling - gerade gab es drinnen Abendessen -, der Sprühregen benetzte ihr Gesicht, und ihre zweifelnden Gedanken verdichteten sich im Nebel, ohne je an einen fixen Punkt zu gelangen.

Wie die Herren der Antike, wie Caesar, Pompeius, Antonius und Octavian, machten sie sich auf eine ungewisse Reise in den Osten, an die sie ihre persönliche Zukunft hing. Eine Reise dahin, von wo aus alles, was ihre Welt ausmachte, einst seinen Anfang genommen hatte: Susannes Lebenstraum. Neubeginn und Ende zugleich.

Hannah wusste nur zu gut: Dass dieser Traum in Erfüllung ginge, dafür würde die Geliebte alle erdenklichen Strapazen auf sich nehmen; sie hingegen war bis auf den einen oder anderen Erholungsurlaub an irgendeinen Strand kaum aus Deutschland hinausgekommen, mochte eher das Wandern in den Bergen, wenn sie schon weg von der Arbeit musste. Nun also sollte es um die ganze Welt gehen ...

Und sie musste: folgen oder es sein lassen. March or die. Das waren keine guten Voraussetzungen für eine junge Liebe, wusste sie. Und doch hätte sie nicht nein sagen können, ja, hatte sogar auf Susannes Trennung, die Reise gedrängt. Die Freundin hätte ihr Abspringen schlicht als Verrat ausgelegt; schon ihr Mann hatte sie um ihren Lebenstraum betrogen.

Es ging nun also, da machte sie sich nichts vor, in eine weithin unbekannte Welt – innerlich und äußerlich. Ja, diese Reise würde ihr Leben und sie selbst von Grund auf verändern ... Das machte sie unruhig. Schon jetzt, nach gerade einer Woche, fehlte ihr die Arbeit. Selbstverständlich würde sie von unterwegs aus Jobs übernehmen, aber das war nicht dasselbe.

Ja, sie hatte Angst. Alles stand auf dem Spiel, was ihr teuer war: Allen voran ihre Liebe zu Susanne ... Niemand konnte sagen, ob sie diese Reise überstehen würde. „Wo ist bloß dein Mut geblieben?“, schalt sie sich selbst; doch der wurde im Moment vom immer drängender werdenden Magendruck aufgezehrt. Wie viele würden sie um diese Reise beneiden, doch sie fürchtete nur vor dem Verlust: Da sie nun, beruflich auf dem Gipfel, nach über 20 Jahren Enttäuschungen mit ach so vielen Frauen endlich auch noch Susanne gefunden hatte, was gab es da noch zu gewinnen?

Für Susanne war das anders: Sie hielt nichts von und deshalb außer Branco nur wenig in Deutschland. Ihre Sehnsucht, endlich all diese magischen Orte zu sehen, hatte sich sogar als stärker erwiesen als ihre Liebe zu dem munteren Kerl; zwar war er bei Hannahs Schwester auf dem Hof bestens aufgehoben – doch sie hatte noch immer ein fürchterlich schlechtes Gewissen, weinte oft um das Tier, das einzige, was die grenzenlose Euphorie der Geliebten trübte.

Sehr viel weniger sentimental war sie mit ihrem Mann umgesprungen: Ihr gemeinsames Ehekonto hatte sie dreist mit Walters Vollmacht für Notfälle geplündert als er auf Geschäftsreise war, und alles abgehoben – rund 70.000

Euro insgesamt. Ihn hatte sie auf Hannahs Rat mit einem Abschiedsbrief und der noch nicht ganz abbezahlten Wohnung sitzen lassen; das war vielleicht sogar kriminell. Susanne wollte alle Brücken hinter sich abreißen. Sie strich über das eisige Metall, langsam wich das Gefühl vollends aus ihren Fingerkuppen: Das einzige, was Hannah an der ganzen Sache nach wie vor eine enorme Befriedigung verschaffte, war der Gedanke daran, dass das dunkle Kapitel ‚Walter‘ nun endgültig abgeschlossen war; sie hatte noch nie jemanden so sehr verabscheut wie diesen Mann, von dem sie sicher glaubte, er habe noch immer eine große, eine gefährliche Macht über Susanne. Die Sonne versank hinter ihr über der Stadt; Italien verschwand langsam aus ihrem Blickfeld. Diese Reise, von der es vielleicht keine Rückkehr in ihr altes, vertrautes Leben geben würde, hatte sie bald verschlungen wie die Nacht den Blick.

Sie hatten einen Plan, dessen nächste Stationen: Athen, Sparta, Theben und Korinth, selbstverständlich Lesbos, die Insel der Sappho, das minoische Kreta. Dann Ägypten: Alexandria, Gizeh, die Tempel von Theben, Luxor, El Amarna, die Gottesstadt des Echnaton. Weiter hoch nach Jericho, in die älteste Stadt der Welt. Jerusalem, dann noch weiter über Land, je nach politischer Lage vielleicht nach Babylon, auf jeden Fall bis Ur. Schließlich von Kuwait aus weiter per Schiff... Wie bei den großen Eroberern der Antike („groß“ auch im Morden, Brandschatzen, Plündern und Vergewaltigen) war auch Susannes eigentliches Ziel das des Alexander: Indien.

Der zweite Teil der Reise: Indonesien, Bali, Vietnam, Kambodscha, China Japan lag noch weitgehend im Dunkel des übernächsten Jahres, und an Mittel- und Südamerika, die Schlussetappe, daran dachte jetzt noch keine von beiden. Drei Jahre sollte die Reise insgesamt gehen, mindestens; ‚bis kein Geld mehr da ist‘, lachte Susanne immer.

Sie suchte nach Wurzeln, wollte alles besichtigen, was die großen Kulturen der Alten und Neuen Welt hinterlassen hatten; wenigstens diese Begeisterung teilte Hannah, auch eine gewisse Abneigung gegen die Szene in den Großstädten.

Der uralten abendländische Traum vom Osten - so sehr er inzwischen zum Klischee erstarrt sein mochte, diese Idee konnte Hannah auch begeistern. Gegen einen längeren Urlaub hätte sie nichts gehabt, aber dieses ganze Aussteigertum war ihr suspekt. Ab Indien schieden sich deshalb die Geister; sie fand Susannes Begeisterung angesichts der enormen sozialen Probleme dort ein wenig naiv.

Von Südostasien ganz zu schweigen; was wollte sie dort? Singapur, Hongkong, Taiwan, Seoul – das würde für Hannah selbst natürlich höchst spannend werden; sie konnte dort hervorragende Beziehungen knüpfen, viele Leute persönlich kennen lernen, mit denen sie seit Jahren in Kontakt war. Überhaupt in den dortigen Technologieparks viel Neues sehen.

Wenn Susanne nicht die Geduld verlor... - Sie war das Wichtigste, die Rollenverteilung klar: Hannah folgte der Geliebten; dafür würde sie alle Strapazen, auch die des zweiten Teils dieser Reise, auf sich nehmen; dafür ließ sie alles Vertraute hinter sich.

So stand sie auf ihrem verlorenen Posten, das Gesicht im eisigen Wind, und während langsam, aber mit Macht die erwartete Übelkeit in ihr aufstieg, ahnte sie es. Doch ehe sie die unerwartete Erkenntnis recht hatte fassen können, legte sich eine eiserne Faust um ihren Magen, und sie würgte und würgte ...

PLUG & PLAY

Malte

„Diese Despi erfüllt voll und ganz das Klischee einer schönen Frau. Voll und ganz.“ Der Junge mit der Ponyfrisur nickte bedeutungsschwer, dann hintenüber. Im Liegen nahm er einen letzten theatralischen Zug von Maltes Joint; dann wiederholte er seinen Satz, ein Mantra, über das er bald eingenickt war. Malte nahm ihm Foto und Joint ab, rauchte bedächtig zu Ende. Dann schwankte er aufs Klo, entleerte seine Blase und legte sich schlafen.

Er wusste nicht mehr, ob er jetzt im Zimmer dieses Jungen gelandet war, der leise schnarchte, oder ob sie beide zu Gast im Zimmer eines gewissen Timo waren; die anderen waren längst hinter ihren Türen verschwunden; Malte kannte sie kaum. Immerhin, der Name Timo war oft gefallen, Malte hatte die Zusammenhänge nicht recht behalten; es war auch nicht wichtig.

Seine Tage und Nächte glichen sich mehr und mehr einander an. Er trank. Er stank. Er schlief mal hier, mal da. Plötzlich war er überall sehr angesagt; einige WGs, auch solche mit Frauen, buhlten darum, ihn beherbergen zu können. Man sprach von ihm mit gewissem Respekt, reichte ihn auf Partys herum wie eine Trophäe; verschiedene Versionen, was geschehen sei, kursierten: Die Polizei war hinter ihm her, so viel schien sicher. Es sei etwas Politisches, meinten die einen. Oder etwas mit Drogen, glaubten die anderen. Die Eltern jedenfalls hätten ihn fallen gelassen. Seinen Pass habe er weggeworfen, sei untergetaucht.

Ja, Malte hatte begriffen.

Er habe sich für ein Dagegen-sein entschieden, erklärten junge Männer, die mit ihm geraucht hatten, fast schon weihevoll ihren minderjährigen Freundinnen. Die Mädchen bemerkten, Malte sei unter seinem dichten Bart

buchstäblich *nicht wiederzuerkennen*. Selbst hielt einen ja zu viel, die Aussicht auf das eine oder andere der elterlichen Mietshäuser im Herkunftsort beispielsweise.

Aber man bewunderte die Radikalität, die in Maltes Schritt lag. Auch, in gewissermaßen ästhetischer Hinsicht, den bewusst gewählten Retro-Charme seines Tuns: Die Achtziger waren ohnehin wieder in, und mit ihnen ihre Vorgeschichte; die alten Träume der Stadtguerilla schienen den meisten aus diversen Filmen wieder ein Begriff; Malte, der schon vor Jahren den „Baader-Meinhof-Komplex“ gelesen und sämtliche Schriften Ulrike Meinhofs sein eigen nannte, verachtete diese Halbgebildeten, aber er nutzte sie auch aus: Er ließ jedem seine Version, Legendenbildung interessierte ihn weniger, eher schon, dass es da immer zu essen und zu rauchen gab - und natürlich das reichliche Bier in den Kühlschränken diverser WGs.

Die neue Frisur, zwei Tattoos, zwei Piercings, zwangsläufig ungewaschene Kleidung, viel mehr war an Oberflächengestaltung nicht nötig gewesen. Und er las sie alle: Oscar Wildes ‚Dorian Gray‘, Paul Lafargues ‚Das Recht auf Faulheit‘, Bertrand Russels ‚Lob des Müßiggangs‘ und natürlich Ivan A. Gontscharows ‚Obломow‘. Er lernte schnell. Stets trug er mit sich Bücher über das Brieftaubenwesen, die er der hiesigen Landesbibliothek entliehen und nie zurückgegeben hatte; er tat das seines Desperado-Images wegen, es hätte auch der Koran sein können. Seine Berechnung jedenfalls ging auf, den ihm nachgesagten Ausspruch: „*Selbstmordattentate sind unsexy*“ gab es mittlerweile angeblich schon auf T-Shirts, auch war eine Party-Reihe so benannt worden.

Frauen (eher Mädchen ...) boten ihm Sex an. Daraus wurde nie etwas Richtiges, oft spielten ihm zudem Alkohol und das THC häufig einen Streich. Doch das *verplante* Leben (eine schöne Paradoxie der Jugendsprache, denn verplant hieß ja gerade: nicht verplant) und das Gefühl, endlich begehrt zu werden, ließen ihn in einem dauerhaften Stimmungshoch durch die immerwährende Tagundnachtgleiche taumeln. Malte war endlich *lässig*, nachgerade *cool*. Das einzige, was er ständig bei sich hatte, war das Notebook, die Taubenbücher und ein Schulheft, in das er seine Zeichnungen kritzelte, irgendwo zwischen Surrealismus und abstraktem Expressionismus.

An einem der nächsten Abende nahmen sie ihn wieder mit zu einer Party, diesmal an der Uni, wo er studiert hatte. Das schien ihm wie in einem anderen Leben gewesen zu sein, ein seltsamer Flashback. Es war einiges los, schon im Eingangsbereich schoben sich junge Menschen durcheinander: das jährliche große Architektenfest war der Renner; ein lauwarmes Bier in der Hand, wusste Malte nicht, wohin – die Party fand auf drei Stockwerken statt, und überall war es mindestens so voll wie hier. Da die Musik ihm auf allen drei Tanzflächen nicht besonders zusagte, ließ er sich treiben, durch eine Menge von Gesichtern - erhitzte, gelangweilte, missgelaunte -, während er zügig die Flasche leerte.

Es war erstaunlich, wie viele Frauen gekommen waren. Timo hatte vorhin eine Berechnung angestellt: Wenn dreitausend Leute da und gut vierzig Prozent davon Frauen waren, wovon jede dritte Single (diese Zahl hatte er am Vortag einer Studentenzeitschrift entnommen), tummelten sich auf diesem Fest sicher vierhundert Mädchen ohne Freund, die also zumindest potenziell für ihn, Timo, in Frage kämen. Selbst wenn ihm rein äußerlich nur etwa jede Dritte davon gefiel, machte das noch immer 133 Frauen, die heiße Anwärterinnen sein könnten - wäre es dem Guten gelungen, auf seine Situation und seine Qualitäten aufmerksam zu machen.

„Selbst wenn du die Augen schließt und wartest, bis du mit einer Frau zusammenstößt, beträgt die Wahrscheinlichkeit ein Neuntel, dass sie alle Voraussetzungen für ein nettes Gespräch erfüllt: spätere Heirat nicht ausgeschlossen.“ Das hieß, er musste dieses Unternehmen pro Stockwerk nur je dreimal an möglichst weit auseinander liegenden Stellen durchführen, dann hätte er mit fast sicherer Wahrscheinlichkeit ein hübsches Mädchen vor sich, welches auf der Suche war. Mit diesem Plan war er verschwunden.

Maltes Problem war das nicht: „Oh, du bist hier?“ Vor ihm stand eine Vero, wenn er sich recht erinnerte - ein ziemlich aufgewecktes Mädchen aus besserem Hause. Sie trug ein mit silbernen Pailletten besetztes, nicht nur am Rücken weit ausgeschnittenes Kleid im Stil der zwanziger Jahre, das ihr allseits zureichende Aufmerksamkeit sicherte. Er las auch in ihrem Lächeln diese eigenartige Bewunderung, die ihm gerade ständig entgegenschlug.

„Und?“, brachte er heraus.

„Gut, gut. Ein bisschen leer dieses Jahr, vor allem der *Garage-Floor* unten. Der House hier kommt besser, legt ja auch der Tim auf. Aber ich kenn' fast niemanden.“ Sie nickte dem nächsten zu.

Malte sah an ihr vorbei: „Worüber würdest du gerne sprechen?“

Sie schaute verblüfft. „Bist du ein verdammter Psychotherapeut oder so was?“

„Nein. Aber die Leute reden zu viel aneinander vorbei, gerade an Plätzen wie diesem. Deshalb dachte ich, ich frag' heute einfach alle, worüber sie wirklich sprechen wollen. Eine Art Experiment. Du bist mein Start.“

Timo hatte Recht gehabt, auf Koks war wirklich alles *nicht das Problem*.

Aus ihrem Gesichtsausdruck sprachen alle Rätsel, vor die Frauen wie sie ihre Umwelt vermutlich ständig stellten. War sie intelligent, und wirkte bloß ein wenig oberflächlich, oder war sie es nicht, und trotzdem ganz süß oder nichts von alledem? Malte war es gleich.

„Du bist ja wirklich ein ganz Abgespacter! Na gut: lass mich nachdenken ... - Computer! Lass uns über Computer reden! Aber zuerst gehen wir nach dahinten, hier ist es viel zu laut.“

Da hatte sie nicht unrecht, harte technoide Beats erschwerten das Verständnis erheblich. Bald befanden sie sich auf einer dieser Betontreppen, inmitten einiger einander regelrecht verschlingender Pärchen; dazu tummelten sich Kleingruppen von Erstsemestern, meist Mädchen, die kleine Lagebesprechungen abhielten („er hat mich nicht

mal begrüßt, dabei hat er mir zwei SMS geschickt“), und vereinzelt, überwiegend männliche Konsumenten leichter Drogen, allesamt jünger als Malte.

Vero berichtete ihm „... ich hab’ mir letzte Woche so einen iMac gekauft, wir entwerfen längst alles am PC ... Ich lerne ja Industriedesign, musst du wissen. Und da hätte ich eine Frage. Vielleicht kannst du mir weiterhelfen?“

Als Malte ihr geholfen hatte, war gut eine viertel Stunde vergangen, beide hatten sich warm geredet. Da drängte sich ein Gesicht, das sie (mit Küsschen auf die Wange) Kolja nannte, in ihr Gespräch. Der war viel älter, fast schon richtig alt, Mitte dreißig? Malte war schlecht im Schätzen. Der Typ trug jedenfalls einen mintgrünen Seidenanzug, dazu ein weißes Hemd, den Kragen außen. Sie sagte, er schreibe Bücher. Er wollte offensichtlich edel und verwegen wirken.

„Habt ihr Franzi gesehen?“, fragte er dreimal. Maltes Namensgedächtnis wurde heute schwer herausgefordert. Doch, Franzi ... Eine Anwaltstochter war das, die gerade ihre wilde Phase nahm: die erste WG, Drogen, Männer, natürlich die obligatorische Weltreise. Mit 23 würde sie dieses Leben samt Studium und dem leidigen Rauchen beenden und Zahnärztin werden. Malte sah seit seiner Verwandlung durch die Leute hindurch, in ihr Innerstes. Alles war so einfach, so berechenbar, wenn man die Formel hatte. Wenigstens kam es ihm so vor.

„Vermutlich ist sie auf irgendeinem Klo eingeschlafen.“

Der Typ blickte sich suchend um, ging aber keineswegs. Der blieb. Bald plauderten die beiden über Computer. Vero blieb bei der Sache, das musste man ihr lassen. Malte dachte, wenn er ihn so besah, an Stuckrad-Barres größeren Bruder oder sowas in der Art. Er musste milde lächeln. Das Gerede der beiden war richtig großes Kino. Sie: „Denk an die Vorteile – im Wartezimmer, in der Schlange an der Kasse, im Auto – überall kannst du dir Musik herunterladen, Filme ansehen, im Netz surfen – ohne Zusatzkosten. Das Handy hast du ja eh immer bei dir - ist doch fantastisch. Und telefonisch oder für SMS bleibst du dennoch allzeit erreichbar. Keine Langeweile mehr ...“

Er vervollständigte: „Ja, und das Beste: Dein Fernsehprogramm kannst du dir auch endlich selbst zusammenstellen: Du wählst an, welchen Film du sehen möchtest und bezahlst dann später, Computerbildschirm und Fernsehgerät werden eins. Deine CDs stellst du dir natürlich auch selbst zusammen. Und alle Bücher gibt’s online, du druckst dir die Seiten aus, die du gerade lesen willst.“

„Musst nie mehr in die hässliche Landesbibliothek ...“

„Eben. Die Macht der Fernsehsender wird endlich gebrochen – niemand, der dir vorschreibt, was du gerade sehen oder hören musst. Irgendwann wird man alles sowohl vom Rechner aus als auch von unterwegs per Handy erledigen können, Mails, Chats, Einkäufe, Internet, Radio, Fernsehen – jeder wird immer online sein ...“ Und so weiter.

„Brave New World“, brummte Malte. „*Ohne die Fähigkeit, sich zu langweilen, wären die Menschen gewöhnliche Affen.* Hat Goethe gesagt“, warf er ein.

Vero lächelte ihn an. Und siehe, sie wechselte das Programm: „Stimmt natürlich auch. Und alle werden fatter und fatter - aus Bewegungsmangel. Also, ehrlich, ich kauf’ ganz gerne selbst ein, das ist doch viel ... sinnlicher! Müsste ja die halbe Bevölkerung angestellt werden, die ganzen Waren zuzustellen.“

Kurz tippte sie Malte auf den Schenkel, die Berührung elektrisierte ihn: „Und überhaupt: Dieses ganze Zeug löst in der Hauptsache Probleme, die es selbst erst geschaffen hat.“ Sie suchte seine Augen.

„Ein Problem“, hörte Malte sich antworten.

Immerhin hatte der Typ Zigaretten, wollte dafür aber auch weiter mitreden: „Nicht wirklich. Es wird deshalb ja nicht mehr gekauft werden, und auch nicht alles ... Und von wegen sinnlicher. Tatsächlich wird das Spaß machen: In Echtzeit werden mehrere menschenähnliche Wesen in unserem Auftrag übers Netz interagieren - exakt nach unserem Vorbild angefertigt, bis zur Körbchengröße. Unsere Agenten werden fotorealistisch sein, sodass sie sich nach unseren Wünschen dreidimensional im Raum bewegen können. Du sitzt zu Hause am Rechner und siehst, wie dein und mein Double gemeinsam durch virtuelle Welten spazieren; natürlich könnten wir uns auch unterhalten dabei ...“

„Ich steh auch meist neben mir – Hey, scheinst mir überhaupt ein rechter Agent zu sein.“ Malte begann, Spaß zu haben.

Der Typ ignorierte ihn: „Vero, das wird in ein paar Jahren die selbstverständlichste Sache der Welt sein. Muss man nicht alles miesmachen. Nimm das Shopping im Internet – noch lästig, aber bald kein Problem mehr: Der Rechner bekommt die individuellen Daten des Einkaufenden, wie Konfektionsgröße, Gewicht etc., nach einem 3-D-Bild wird dein ganz individuelles Double errechnet, mit dem du dann multimedial einkaufen gehen kannst. Anprobieren entfällt: die Bekleidung wird extra für dich vollautomatisch maßgeschneidert; sogar zu mehreren können die Leute dann im Netz losziehen und in perfekt animierten dreidimensionalen Läden shoppen. Das ist der E-Commerce der Zukunft! Die edelsten Designer-Läden in London und New York, und du gehst von jetzt auf nachher geschwind mal dort einkaufen“

„Gut, das ist schon cool“, gab sie zu. Ein billig gewonnener Punkt: Klamotten kaufen, ein Mädchen wie sie. Aber: Wer fragte hinterher danach?

„Wenn du das nötige Kleingeld hast“, konnte Malte sich dennoch nicht verkneifen.

„Also, deine Spät-Punk-Attitüde finde ich jetzt langsam wirklich öde ... Das ist übrigens auch kulturell interessant, zum Beispiel für historisch Interessierte“, schwärmte er weiter (er hatte hier anscheinend mal Geschichte studiert, vor Jahren): „Der Surfer kann sich und seine Freunde demnächst über das Forum Romanum wandeln sehen, beim Bau der Pyramiden mitmachen oder mit den Wikingern Amerika entdecken. Wenn du möchtest, kannst du Goethes Weimar näher unter die Lupe nehmen, ach was - du kannst die Rolle des Gretchen übernehmen und selbst mitspielen. Faust - womöglich am anderen Ende der Welt vor dem Bildschirm hockend - spielt deinen Partner.“

„Und ich mach den Mephisto“, grinste Malte.

Vero gefiel sich als Medienphilosophin: „Was mir nicht gefällt, ist, dass die Welt durch diesen ganzen Kram - Handys, Internet, Mails - so schrecklich klein wird. Du kannst deine Bürogeschäfte aus Nepal führen, wie du gesagt hast, Gaultier-Höschen anprobieren, Akten an- und verkaufen, eben alles, wenn du magst. Das, was noch anders war, verschwindet mehr und mehr ...“

„Ja“, baggerte der Kerl weiter, „... man kommt heute gar nicht mehr richtig raus: Also, ein Freund von mir, der war vor kurzem in Afrika, und hat erzählt ...“

Malte fuhr ihm über den Mund. „Was? Dass die da unten im Busch auch schon Internet haben? Toll.“

Ein wenig verärgert sah sie ihn an. Mädchen mochten keinen Streit, wenn sie nicht mitmachen konnten. Doch ihre Verstimmung schmolz unter seinem Lächeln („Nur Spaß ...“) wie ein bisschen Hagel nach einem Sommergewitter: „Veronika, der Lenz ist da! Du bist einfach eine Romantikerin alter Schule. Bleib so. Aber, das Internet zum Beispiel bedeutet: Jeden erdenklichen Dreck für jeden frei zugänglich, mehr nicht. Und unser Freund hier ist ein ganz Zukunftsgläubiger. Solche muss man gelegentlich bremsen.“

Jovial klopfte er dem anderen auf die Schulter, der verärgert die Hand abschüttelte.

„Das stimmt doch gar nicht ...“, setzte er zu einer Rechtfertigung an. Mit seinem leicht beleidigten Tonfall hatte er verloren. Mädchen mochten keinen leicht beleidigten Tonfall. Malte brauchte ihn nun nicht mehr ausreden zu lassen. „Ich sag’ dir mal, wie es wirklich aussieht: Das Internet ist womöglich das letzte Zündfünkchen, dessen es bedarf, uns alle hochzujagen auf diesem verdammten Planeten. Es wirkt wie ein gigantischer Beschleuniger, alles läuft vernetzt viel schneller ab, befruchtet neue pathologische Prozesse, immer schneller. Das ist wie bei der guten alten Kernspaltung: Irgendwann geht alles hoch. - ‘Immer online sein’, und dazu noch lächeln – also wirklich, Junge, das ist, als ob du mir strahlend eröffnen würdest, du hättest dir eben einen beheizten Sarg gekauft.“

Vero lachte, und Malte steckte sich eine Zigarette an. Der Typ aber war hart im Nehmen; er gab nicht auf: „Ach ja, der Untergang des Abendlandes ... Das haben sie beim Buchdruck gesagt, beim Radio, beim Fernseher. Und was ist passiert? Nichts! Es hat sicher viel verändert - und doch ist fast alles beim Alten geblieben. Das Medium ist immer noch die Massage, mehr nicht. Mensch bleibt Mensch.“

„Du redest Quatsch, und du weißt es! Natürlich ist etwas geschehen, oder hast du das Gefühl, im Mittelalter zu leben? Und was jetzt gerade eben passiert, ist der letzte Triumph des Kapitalismus: Das Drittel der Wohlhabenderen sitzt in feinen, bewachten Villen und bestellt ihre Delikatessen und Luxusgüter oder verschiebt ihr Kapital von den Bahamas auf die Malediven. Für die anderen: Kein echtes Erleben mehr! Für die ganz anderen, die Ausgeschlossenen: Sklavenarbeit für Hungerlöhne oder gleich verhungern. So sieht’s aus. Was ist auch schon an Widerstand zu erwarten von einer Horde paralysierter Autisten, die schon in der Öffentlichkeit bloß noch versunken in ihr Display existieren können, in Gedanken immer bei Abwesendem. Die sich den ganzen Tag Banalitäten zumailen, weil in ihrem Leben nix passiert. Das ist schlimmer als Fernsehen, da gab es wenigstens noch ganze Sätze zu hören. Oder so ein Unfug wie Cybersex, das ist doch ein Alptraum, wenn ich mir ein Mädchen wie dich anschau!“

Sie sah ihn direkt an, lächelte. In ihrem Blick lag etwas Einladendes, aber auch so etwas wie eine Warnung. Malte wollte später darauf zurückkommen, zunächst jedoch musste der Typ weg. Er faselte, was ihm so einfiel, derartige Diskussionen konnte er auswendig führen, übrigens für jede denkbare Meinung; gerade schien ihm der Nostradamus passend: „Wir werden noch dahin kommen, dass der zivilisierte Teil der Menschheit als Super-Single vor sich hinlebt. Nicht einmal zum Zweck der Fortpflanzung wird er eine wirkliche Begegnung riskieren müssen, sich einfach durch Klonen, ohne Sex, vermehren. Man bleibt in Zukunft ganz unter sich. Der Andere tritt in den Hintergrund, Beziehungen, die ja ohnehin nur Leid schaffen, werden aussterben. Das Begehren wird mithilfe von Internet-Pornografie und Ersatzbefriedigungen ja schon heute pulverisiert. Oh ja, schau nicht so - der Boden ist längst bereitet, alles nur noch eine Frage der Zeit. Das ist ein schleichender Prozess, der unsere Vereinzelung nur betäubt: Wir sind als einzelne Kopie doch komplett überflüssig auf dieser Welt ...“

„Komm mal runter. - Übrigens, ich kenne Baudrillard.“

Mit Blick auf Vero verlor er weiter Punkt um Punkt, was seinen Elan bloß steigerte; er begann zu dozieren: „Ein französischer Philosoph, ziemlicher Spinner. Er glaubt, dadurch dass heute alles – sogar Menschen – vervielfältigbar und immer schon vervielfältigt ist, sei kein echter Austausch mehr möglich – in dem Sinne, dass ich vorher etwas gehabt hätte, was nach dem Tausch durch etwas wirklich anderes ersetzt worden sei. Die Folge: Sogar das Denken in der Informationsgesellschaft werde überflüssig, da es gar kein Denken mehr sei - soweit es nicht ohnehin reiner Selbstzweck ist.“

„Interessant“, sagte sie, den Blick die Menge gerichtet.

„Die Wirklichkeit, unsere schöne Wirklichkeit, zersetzt sich durch diese Maschinen, sag' ich euch. Ihr werdet es erleben ...“ Malte griff tief in die Kiste.

„So? Wo ist sie denn, deine Wirklichkeit? Wie kannst du heutzutage noch von Wirklichkeit reden ... Das war schon immer bloß eine Hilfskonstruktion unseres Bewusstseins ...“

Malte ertappte sich dabei, wie sein Blick immer wieder zwischen Kolja und Veros gewagten Ausschnitt hin- und herwanderte; sie saß eine Stufe höher und hatte sich ein wenig nach vorne gebeugt; ihr schweres Parfum betäubte ihn regelrecht. Vero sagte mit Blick in die Runde:

„Was du vorher über die Autisten gesagt hast, stimmt schon: Je niedriger der IQ, desto eher hält sich so ein Teenie ein Handy - wärmt immerhin das Gehirn, wie eine kleine Mikrowelle ...“

Damit also überreichte sie Malte den Apfel des Siegers. Es gehörte zu ihrem Style, kein Mobiltelefon zu besitzen. Das behindere sie zwar enorm, wie sie gleich ausführlich erläuterte, aber offensichtlich gefiel sie sich darin, ihre Besonderheit herauszustellen, indem sie vom „Diktat ständiger Erreichbarkeit“ und „Überwachung“ sprach.

Der Typ erkannte seine Niederlage; er stieß mit Malte an: „Es wird ja wohl möglich sein, bei diesem ganzen Zeug zu einer anderen Bewertung zu kommen ... Ist ja eine offene Entwicklung.“

„Sicher.“ Malte dachte kurz an Despi.

„Also, wenn ihr Franzi trifft: Ich geh' jetzt runter zum 2-Step.“

„Zu der passt du bestens“, stöhnte sie, als er verschwunden war, und nahm einen großen Schluck von ihrem Cocktail.

Wortlos startete Malte in das bunte Durcheinander. Dann sah er Vero doch in die Augen, bemerkte, dass sie ihn die ganze Zeit fixiert hatte. In ihrem Blick fand er Neugier, Zuneigung und sogar ein wenig Furcht? Leise sagte sie mit einem Mal: „Es war toll, eben so ruhig bei dir zu sein, es gibt nicht viele, neben denen ich so lange hätte schweigen können ...“ Malte war verblüfft, so gut kannte er die Frauen dann doch nicht. Er setzte zu einer Antwort an, etwas wie, dass er sie lieben könne - so ehrlich hätte er es vermutlich nicht gesagt. Dann setzte er doch lieber dazu an, sie zu küssen.

Freilich, er dachte dabei an Despi. Das verwirrte ihn.

Da tauchte ein Schatten die beiden vollends ins Dunkel.

„Mensch Vero, hier versteckst du dich! Alle suchen nach dir ... Und wer ist *das*? Kenn' ich ja gar nicht! Na, du machst mir Sachen ...“

Es gab keinen Zweifel, das war sie: ihre *beste Freundin*, der erklärte Feind eines jeden fremden Mannes mit Absichten: Lange, dunkle Locken, hübsch zurecht gemachtes Gesicht mit ein wenig zu grellem Lippenstift, war sie ohne Zweifel Südländerin ('vielleicht Türkin?') und einigermaßen edel angezogen, gehobener H&M-Chic. Mütterlich hatte sich das ab der Hüftgegend ein wenig füllige Mädchen zwischen die Freundin und den Fremden - also: ihn - gesetzt, dem sie sogleich demonstrativ den Rücken zukehrte.

Sie erging sich in sehr ausführlichen Schilderungen, wie viele „tolle“ Männer heute bereits nach Vero gefragt hätten, gelegentlich nippte sie, mit kühl taxierendem Seitenblick in Maltes Richtung, an ihrem exotisch gefärbten Longdrink.

Ihm blieb irgendwann nichts anders übrig, als zu realisieren, dass sein Bier bereits seit geraumer Zeit leer und er bereit für ein weiteres war. Freundlich verabschiedete er sich, Vero winkte kurz zurück und lächelte ansatzweise, ehe sie über etwas, was ihre Freundin ihr gerade ins Ohr flüsterte, laut loskicherte.

Zwei Stunden später machte sich Malte, platt wie ein aufgestochener Reifen, auf den Heimweg. Timo hatte ihm seinen Schlüssel gegeben. Bis zu Vero war er nicht noch einmal gekommen. Im Ausgangsbereich stieß er mit Peter zusammen. Der war zunächst richtig geschockt, Malte „so“ zu sehen. War ein lieber Kerl. Was der dann aus Verlegenheit daherplapperte, war irgendetwas von einer Disko gewesen, in die er öfters ging; die hatte anscheinend auf ihrer Webseite einen Chatroom eingerichtet, der von den Stammgästen rege genutzt wurde; so verabschiedeten sich da sonntagfrüh Leute, die eben noch auf einem Parkplatz vor dem Tanzlokal weitergefeiert hatten, gegen 10 Uhr zu Hause angekommen, erst noch einmal im Netz voneinander - versicherten sich gegenseitig, dass das eben Erlebte „richtig gut“ gewesen sei -, ehe sie endlich schlafen gingen. Peter hatte seine neue Freundin anscheinend in ebendiesem Chat kennen gelernt

Vor einigen Wochen hätte ihn so etwas noch interessiert, jetzt war das alles unendlich fern. Während die schneidende Kälte Malte etwas klarer im Kopf machte, und seine Gedanken, wie immer die letzten Tage bald bei Despi landeten, reifte in ihm die Erkenntnis: Vielleicht durch die Begegnung mit Vero, war ihm klar geworden, dass das alles, bliebe er hier, bald zu Ende sein würde. Irgendwann wäre eine Vero, Swantje oder Franzi seine Freundin. Bald würde er dann zu seiner Mutter zurückkehren, sich entschuldigen, sie würde die Sache mit dem Brand aus der Welt schaffen. Vielleicht würde er sogar wieder studieren.

Er sah zum Himmel empor: So durfte das nicht enden!

Die künstlich erleuchteten Straßen lagen verlassen vor ihm. Je höher er kam, desto mehr Restschnee lag - wie Inseln im Dunkel des Asphalts. Unter ihm dröhnte die nächtliche Stadt, gut zwanzig Kilometer weit konnte er das Lichtermeer des Talkessels übersehen. Geld hatte er noch. Morgen früh würde er sich ein Ticket kaufen! Es war Sonntag morgen, dieser Teil der Stadt schlief. Eine gespenstische Ruhe hatte sich über die Kälte gelegt, kein

Geräusch war zu hören. Nur die dumpfen Tritte Maltes schwerer Stiefel verhallten in einer schier alles verschlingenden Stille. Es ging los!

KOPROZESSOREN UNTER SICH

Susanne

Jenseits ihres Fensters waren die fantastisch geschwungenen Berge in Richtung des Illias Oros inzwischen verschwunden: der ganze Gebirgskranz, der Sparta umrahmte, sehr eindrucksvoll, eine versteinerte Brandungswelle, vom Wind und von der Sonne kahl genagt, fast zweieinhalbtausend Meter hoch.

Susanne stierte, von der eintönigen Busfahrt gelangweilt, auf eine erdige, karge Ebene, die aussah, als wäre sie erst kürzlich gemacht worden. Die bis zu zwei Meter hohen Kakteen bildeten die einzige Störung der Monotonie, neben einigen vereinzelt stehenden Hütten unbestimmbaren Zwecks: Landschaft gewordene Leere.

Die Fahrt bis Tripolis zog sich endlos, weil der Bus kaum einmal schneller als sechzig fuhr; langsam war klar, warum bis Athen über vier Stunden veranschlagt waren.

Sparta war eine einzige Enttäuschung gewesen; eine Neugründung des letzten Jahrhunderts, die nicht das Geringste mit der antiken Stadt zu tun hatte und, wie man ihnen am Busbahnhof eröffnet hatte, als die langweiligste Provinzhauptstadt der gesamten Peloponnes galt: Dafür waren sie nach dreizehneinhalbstündiger Überfahrt vom Hafen in Paträ ohne Schlaf, ohne Frühstück mit dem Taxi hierher gefahren ...

Irgendetwas drängte sie, weiter in den leichten Regen hinauszuschauen, auf diese graue Ödnis, aber sie sah nicht durch das Fenster, an dem sie saß, sondern über Hannah hinweg, die stumm in ihr Notebook startete, durch die Fensterwand rechts des Mittelgangs, wo ein älteres englisches Paar schlief.

Sie rätselte kurz, wie die Kakteen hießen, die diese karge Ebene wie ein Ausschlag überwucherten: *Opuntia*? Ihre Früchte wurden jedenfalls gegessen; nannte man sie nicht 'Indische Feigen'? Das wäre ein gutes Omen, auf Indien freute sie sich am meisten.

Ihr war von Anfang an klar gewesen, die Trennung von Walter und Branco bedeutete eine Entscheidung für ein neues, anderes Leben. Endlich wieder aufnehmen, wahrnehmen, offen sein. Weg von allen schalen Gewissheiten.

Das war kein Urlaub, auch kein Urlaub vom Ich. Je weniger sie schlief und aß (sie konnte unterwegs nie schlafen und mit der Schlaflosigkeit schwand ihr Appetit), desto klarer stand ihr der Zweck ihrer Reise vor Augen: Aufbruch, endlich Bewegung. Sie liebte die Ungewissheit, das leise Taumeln unter stetig wechselnden Eindrücken, die Standpunktlosigkeit jeder neuen Berührung mit dem Anderen - und fragte sich immer mehr, wie sie so lange mit all dem hatte warten können. Sie war glücklich wie ein Kind, das erste Mal seit Jahren.

Es befremdete sie nicht mehr, wie noch manchmal anfangs in Rom, dass sie mit Hannah fuhr. Ja, Walters ungewohnte Abwesenheit tat ihr meistens gut. Natürlich fehlte Branco! Oft, auf Spaziergängen, währte sie den Fellprinzen von irgendwoher angerannt kommen zu sehen.

Auch Hannah überraschte sie nicht: Nicht ihre wenigen Gesten heute, die allesamt bedeuteten: Lass mich in Ruhe. Noch ihr Schweigen jetzt, ihr filigranes Solo an diesem Gerät, das sie aus der Gegenwart nach irgendwo gesogen hatte.

Wann immer draußen Menschen zu sehen waren, dann vor oder neben windschiefen Wellblechdächern oder an den seltenen Haltestellen; da und dort streunte ein wilder Hund, manchmal standen auch ein paar Ziegen, die das Ockergrau des steinig wirkenden Erdreichs nach irgendetwas Essbarem absuchte.

Sie wunderte sich, dass sie sich so ruhig fühlte, so aufgehoben, obwohl Hannah seit ihrem kleinen Streit - die Enttäuschung in Sparta - schwieg, ihre Berührung mied und die ganze Fahrt über ausdruckslos in diesen Bildschirm versunken verharrte. Sie wusste ja, diese Reise war ihr Traum - und Hannah ... Nun ja, sie war eben mitgekommen. Warum auch immer. Weil sie sie liebte? Wie die Geliebte da stirnrundelnd über dieser Maschine kauerte, hätte sie sie am liebsten in den Arm genommen. Alles würde gut werden ... Doch sie wusste, es war besser, sie jetzt zu lassen. Jede Nacht, bevor sie einschlief, schwor sie sich: Sie würde ihr nicht weh tun. Aber sie würde auch nicht mehr nach Deutschland zurückkehren.

Da, plötzlich, schien Hannah wieder erwacht.

„Jetzt hab' ich es ... Hier, schau, gibt es jede Menge Informationen über Griechenland. Also – Sparta ...“

Susanne beugte sich hinüber, sah aber nur verschwommene farbige Flächen, Bilder und Buchstaben wie hinter Milchglas.

„Wo hast du denn das jetzt her?“ , fragte sie weniger interessiert als froh, dass Hannah wieder redete.

„Internet. Nicht ganz billig, aber mit diesem Handy, so kein Funkloch vorliegt, kein Problem, auch von unterwegs. So ein Flop passiert uns nicht noch einmal! Schau, über Sparta heißt es: 'Der Historiker Thukydides schrieb vor fast zweieinhalbtausend Jahren prophetische Worte über die Zukunft der neben Athen gefürchtetsten griechischen Stadt ihrer Zeit: *'Gesetzt den Fall, die Stadt verödete und nur die Tempel und Fundamente blieben stehen, kein Mensch würde meines Erachtens in Zukunft für möglich halten, dass die Stadt einst so mächtig war, wie die Überlieferung von ihr behauptet.'* Na, das kann man nur unterstreichen ...“

„Wo steht das?“

„Das jetzt ist die Seite eines Verlages, der Reisebücher verkauft, in München und Zürich sitzt der ...“

Susanne sah wieder hinaus in den Regen. „Aber wir waren doch eben dort.“

„Wo? In München?“

„Nein. Wir haben eben *gesehen, erlebt*, was du da vorliest. Siehst du nicht, wie paradox und entschuldigend: krank das ist, was du da tust?“

„Also Susanne, hör' mal: Ich kümmere mich nur um die Organisation unserer Reise, ich habe uns zum Beispiel eben ein Zimmer in einem netten Hotel in Athen reserviert - aber wahrscheinlich hätte ich das lassen sollen, die Dame mag wohl lieber echt authentisch zu Fuß alle Hotels abklappern? Wie früher. Hätten wir noch Rucksäcke mitschleppen sollen, so richtig Interrail-mäßig? Also, man kann es auch übertreiben - aber ich weiß, ist ja alles Technik, Teufelszeug ...“

Es schmerzte wie die Zugluft, aber es war offensichtlich: Hannah begriff nicht. Also antwortete Susanne nicht, drehte sich vollends weg und schloss die Augen; sie spürte die Fahrt in ihren Eingeweiden, die Bewegung des Busses, das Brummen des Motors, die Unebenheiten der Straße, und das wiegte sie schließlich in leichten Schlaf, weg von Sparta, von Hannah, die sie nicht verstand, und von Walter, der sie nicht verstanden hatte.

ANSCHLUSS

Malte

Er war eigenartig aufgewühlt. Gegen halb elf am Morgen lungerte er mit seiner großen Reisetasche im nur wenig gefüllten Inercity, übermüdet, aber glücklich.

Er hatte geduscht, war frisch rasiert und sah, abgesehen von den nun völlig abasierten Haaren, dem Bild in seinem Reisepass wieder verdächtig ähnlich. Die riesige ‚Born to loose‘-Tätowierung auf dem Rücken konnte ja niemand sehen.

Zwar hatte er vor einiger Zeit des Images wegen seinen Personalausweis vor Publikum verbrannt, doch der wäre eh in zwei Monaten abgelaufen gewesen. Soweit, auch den Pass zu vernichten, wäre er nie gegangen - den würde er schließlich am Flughafen noch brauchen.

Draußen war es kalt und trüb, weit lagen die Wiesen unter einer dünnen, fast verloren wirkenden Schicht alten Schnees, die Berge leuchteten von fern. Malte schloss die Augen, mit dem hypnotischen Rhythmus eines härteren Breakbeat-Tracks wiegte ihn sein Discman irgendwo hinter Salzburg langsam in einen tiefen Schlummer - er wäre nie nach Innsbruck gekommen, hätte da nicht auch noch diese ältere Dame gesessen. „Sie wollten doch nach Bruck, junger Mann. Da müssen's hier umsteigen.“

Der Tag verging ereignislos. In Innsbruck, wo Malte schon des Öfteren gewesen war, gab er sein Gepäck am Flughafen auf und vollzog die Formalitäten des Eincheckens; er war tatsächlich ein bisschen nervös, doch glaubte er nicht ernsthaft, dass er international gesucht würde - wegen des kleinen Feuers damals.

Tatsächlich gab es soweit keine Probleme. Es verblieb einige Zeit bis zum planmäßigen Abflug, die er mit Kaffeetrinken und Umhergehen verbrachte, da er nicht erneut einschlafen wollte. Es herrschte reger Betrieb im Flughafengebäude.

Seiner Mutter hatte er ganz zu Anfang seines Untertauchens einen Brief gesandt, er wolle reisen - damit sie nicht auf die Idee käme, ihn suchen zu lassen. Da er nun tatsächlich im Ausland war, kaufte er eine Postkarte, kritzelte ein paar nette Zeilen drauf und gab sie ohne groß nachzudenken auf: Post aus Innsbruck.

Dann ging er ziellos umher. ‚*Öffentliche Verkehrsknotenpunkte sind die letzten Zufluchtsstätten der Gestrandeten*‘, hatte er vorhin in einem Reise-Magazin gelesen. Für Flugplätze galt das offensichtlich nicht, wenn er sich so umsah: Es waren um diese Zeit fast nur Geschäftsleute und einige Fernreisende unterwegs, die Architektur dominierte - Marmor, Glas und Stahl, alles war auf fast schon qualende Weise sauber und die Menschen adrett gekleidet. ‚Ja, hier scheint die Welt noch so, wie mancher dieser Herren sie sich immer schönredet ...‘, dachte er.

Wer nur immer vom Flughafen mit dem Taxi in die Villa oder sein Nobelhotel fuhr, wer sich von da in die Oper, in ein Stück von Botho Strauß, zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels oder zu einer Vernissage chauffieren ließ, für den konnte alles nicht so schlimm sein im Leben. ‚Man müsste einmal eine politikwissenschaftliche Arbeit schreiben über den Einfluss der Scheinwelt, in der gerade Politiker und führende Unternehmer leben, auf ihr Denken und Handeln ...‘

Im Obergeschoss des Flughafens war eine Art Kunstausstellung zu bewundern: Seltsame Gebilde aus in Draht gefassten bemalten Glaswürfeln zusammengesetzt, waren auf mit rostigem Stacheldraht umwickelte Holzblöcke gestellt worden. Die verschiedenen Exponate waren bis zu zwei Metern hoch und von unterschiedlicher Breite; entfernt erinnerten sie an die Türme, wie sie früher Kinder zu errichten pflegten - vor dem Siegeszug digitalen Spielgeräts à la Nintendo und Tamagotchi. Einige Geschäftsleute eilten kulturbeflissen hindurch.

„Schon die Farben - ich meine, dieses Blau ... - das trifft vielleicht die Flüchtigkeit eines Toilettenbesuchs. Denk dagegen an das Blau bei Chagall. Ach, ich könnte stundenlang von diesem süffigen Blau schwärmen ...“

„Zudem verliert sich alles im schlechtesten Sinn außerhalb des Objektes ...“

„Oh, ja, meine Liebe. Provinz. Einfach Provinz. Aber rührend, das schon. Ganz rührend.“

Die beiden sprachen mit deutlich hanseatischem Akzent. Malte wandte sich um, hinter ihm standen zwei Damen mittleren Alters. Er hasste sie sofort. Das machte es leichter. Die eine trug einen bunten Seidenrock, eine schwarze Bluse und eine rote Strickjacke aus Kaschmir; nach Art ganz unsympathischer Menschen hatte sie ihre Brille mit einem goldenen Kettchen gegen einen eventuellen Sturz gesichert; das gab ihr etwas entschieden Konservatives; dezent rot getönte Locken fielen ihr sanft ins kräftig geschminkte Gesicht.

Ihre Begleiterin war etwas jünger. Sie trug einen Nadelstreifenanzug für Damen, hatte das kurz geschorene, blonde Haupthaar keck aufgerichtet und trug eine Designerbrille mit dreieckigen Gläsern, kräftig umrahmt von einem grafitähnlichen Material. Ihr Lippenstift war grell, ihr Ohrgehänge groß und aus Plastik, was nicht im Mindesten zu den Haaren passte.

„Siehst du das, Margret?“

Die beiden waren vor einem Exponat stehen geblieben. Es sah aus wie alle anderen. „Da ging es dann vollends mit ihr durch ... Reine Ideakunst.“

Beide lachten schrill.

„Tja, da hat die gute Frau Vischer-Wellershoff mal beide Augen zugedrückt. Dass sie als Kuratorin solch vulgärmanieristischem Zeug überhaupt ein Forum bietet, angeschlagen wie die zurzeit ist ...“

Erneut lachten beide schallend.

„Lass uns unten ein Gläschen Kir trinken, diese geballte Belanglosigkeit hier ermüdet mich“, meinte Margret. Malte konnte ihr da nur beipflichten und machte sich an die Verfolgung.

Später, endlich im Flugzeug, hatte er einen Fensterplatz zugewiesen bekommen, was er als gutes Omen begriff. Es war nicht schwer gewesen, die Barschaft der Rotharigen an sich zu bringen. Solche trugen trotz all ihrer Karten immer Bares mit sich herum. Die hatte ihr Portemonnaie unvorsichtigerweise in der offenen Handtasche auf einem Café-Tischchen abgelegt, während sie telefonierte! Ein Rempfer, ein flinker Griff, ein Lächeln, eine dumme Entschuldigung ... Er hatte so was in letzter Zeit öfter gemacht, schien recht talentiert – bisher war es jedenfalls immer gut gegangen, diesmal sogar sehr gut: Es waren immerhin knapp 500 Euro gewesen.

Er hatte kein schlechtes Gewissen: Die hatten all ihr Geld geerbt oder geheiratet, und sie gaben es nicht mal richtig aus, konnten sie ja gar nicht, nein, sie vermehrten es bloß als fiktive Zahl auf irgendwelchen Konten. Solche Leute waren der moderne Adel und wie dieser einst: Parasiten.

Malte wollte an den Parasiten parasitieren; so wurde dies auf Margrets Kosten der teuerste und nobelste Flug seines Lebens: Business-Class. Malte begutachtete Interieur und personelle Besetzung, da gab es einiges zu holen.

Dummerweise setzte sich kurz vor Start ein abgehetzt wirkender, auffällig blasser Mann Mitte vierzig neben ihn. Er hatte die schlechte Gesichtshaut des langjährigen Rauchers, kurz geschnittene blonde Locken und einen markanten Oberlippenbart. Einen hellblauen Jeansanzug trug er dazu und roch nach billigem Rasierwasser. Malte fragte sich, wie der Kerl in so ein Flugzeug kam. Hatte nicht Oscar Wilde gesagt: Es gibt nur zwei Klassen, First Class oder No Class? Der hier war eindeutig No-Class. Sah aus wie ein Bulle.

Während der Mann schwungvoll sein Handgepäck verstaute, grüßte er knapp, und zu laut, ganz in der Manier eines Unterfeldwebels. ‘Zackig’, schoss es Malte durch den Kopf; verhalten erwiderte er den Gruß und griff nach seinem Walkman, setzte ihn auf und schloss die Augen; bald erlösten ihn die Musik und das Bild Despis, die ihn mit ausgebreiteten Armen am Strand erwartete, von der trostlosen Gegenwart seines Nebensitzers.

Er stellte sich schlafend und träumte bald tatsächlich: eine eigenartige Vision über Baudelaire, was sich auf die unmittelbar vorangegangene Lektüre eines längeren Artikels in einem Kunstmagazin bezog. Malte war Baudelaire und trug einen schwarzen Bürgerzylinder, wie der Student auf Delacroix’ Bild ‘*Die Freiheit führt das Volk*’ von 1830. Dazu hatte er, um eine Versöhnung der Rassen und Klassen zu symbolisieren, einen Arbeiterkittel, eine enge Dandyhose, Indianermokassins und weiße Handschuhe gewählt, das Gesicht totenbleich geschminkt wie eine Geisha. Aus einem geplünderten Waffenladen stammten ein doppelläufiges Jagdgewehr und eine exquisite Patronentasche aus hellem Leder.

Sie kämpften auf einer Barrikade mitten in Paris, die halb in einen Laden hineinführte, der zugleich Maltes heimisches Zimmer war. Tatsächlich, sie schlugen die Truppen der Reaktion zurück, gemeinsam mit den Arbeitern an jenem Februar des Jahres 1848. Eine der letzten Kugeln schlug direkt hinter Malte ein und zerstörte seinen Computer. Empört wollte er den sich zurückziehenden Soldaten mit bloßen Fäusten folgen, doch ein erfahrener Kämpfer hielt ihn zurück. Irgendwo bellte wütend ein Hund.

Da riss ihn das Ende der Kassette und eine unangenehm aggressive Stimme – das ewig heisere Gebell des deutschen Kleinbürgers – in die Gegenwart zurück: Es durfte nicht wahr sein: Der Prachtbursche neben ihm stritt laut mit seinem Sitznachbarn zum Gang hin; überdies stank er auf geradezu widerliche Weise nach Alkohol. Malte schnappte den Satz auf: ‘Ja, ja: nichts verstanden, aber alles getan’. Da besah er sich den Mann ein zweites Mal.

Malte verstand nicht alles, vor allem nicht, wie die beiden Deutschen sich in 10.000 Metern Höhe derart in die Haare hatten bekommen können. Es ging zur Sache; das Gesicht seines Nebenmanns glühte rot, der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er schnaufte wie ein Walross. Malte fürchtete kurz, er werde gleich einen Infarkt bekommen.

Er sah in die andere Richtung zum beige gerahmten Fenster hinaus, das wie ein runder Monitor die eine Welt von der anderen trennte: Draußen gab es nur Weite und Wolkengetümmel, weiß wie Zuckerwatte. Malte wusste: Dort galten andere Gesetze, es gab kein Leben bei Minus 80 Grad, hinter diesem Fenster lauerte nur Tod. Das milchig-nebulöse Wabern übte trotzdem eine eigenartige Sogwirkung aus, die Realität zu verlassen, irgendwie *hinaus* zu kommen.

Denn das war ja kein Bild, was er betrachtete, obwohl es so virtuell aussah wie eine Computeranimation. Das repräsentierte nichts, sagte nichts, bedeutete nichts - obwohl in jeder der rasch vergehenden Wolkenkonfigurationen Tiere, Fabelwesen und Fratzen zuhauf lauerten. Was er da sah, das war die vergessene Seite der Realität: nackte, physikalische, lebensfeindliche Welt, die er aus weich gepolsterten Sesseln betrachtete, als säße er im Kino, als sei dies bloß irgendein Film.

Dabei ging der Streifen drin weiter; das Gestreite wurde immer lauter. Es ging jetzt irgendwie um Politik; der Geschäftsmann im grauen Zweireiher auf der anderen Seite des Ganges, ein Bursche nicht viel älter als Malte, beschuldigte die amtierende Regierung, Deutschlands Untergang zu befördern. Als Beleg führte er das Dosenpfand und die Öko-Steuer an, sowie die „wahnwitzigen“ Pläne eines Atomausstiegs. Eine Dame eins weiter nickte beflissen.

„Mir ist diese stümperhafte Politik vor meinen Freunden im Ausland langsam sogar richtiggehend peinlich, Deutschland ist längst Schlusslicht in Europa, und die Politik fabriziert eine Pleite nach der anderen, dazu die Kurse im Keller ... Die können's doch einfach nicht in Berlin.“

Zu Maltes Überraschung schlug das Herz seines Nebensitzers links; jedenfalls erwiderte er: „Wer wie Sie im ganzen Jahr wahrscheinlich noch keinen Cent Steuern bezahlt hat, sollte sich die großen Sprüche sparen.“

„Und wer schafft die Arbeitsplätze? Sie etwa? Ich sag Ihnen mal was: So kann nur einer daher reden, der es selbst zu nichts gebracht hat, Versager wie Sie sind doch bloß neidisch!“

Einige der umsitzenden Herren schielten neugierig zu den Streitenden herüber; Maltes Nebenmann erhob sich wütend, die Fäuste geballt („beleidigen lass ich mich von einem Warmduscher wie dir nicht, klar, du Würstchen?“). Endlich ging eine Stewardess dazwischen.

„Meine Herren, ich muss doch sehr bitten!“

Der Alkoholiker fluchte noch sicher 100 Kilometer vor sich hin, Zeug, das Malte nicht verstand, denn er hatte seine Kassette gewendet. Der Typ im Zweireiher hingegen las demonstrativ in seiner Neuer Züricher Zeitung. Irgendwann nickte der Jeans-Typ ein; Malte genoss die Ruhe; trotzdem sah er ihn nun mit anderen Augen.

Nach einer perfekten Landung, die zu Maltes Überraschung ohne Applaus von den Passagieren hingenommen worden war, wartete Malte im Flughafengebäude Athen-Ost am Laufband auf seine beiden Koffer. Draußen war beinahe Nacht und das riesige Gebäude überfüllt mit geschäftig ihrem Ziel entgegenstrebenden Menschen jeder Altersgruppe. Ein beträchtlicher Lärmpegel herrschte. Hübsche Griechinnen stachen ihm ins Auge, vor allem aber war er müde, die Luft schlecht, und ihn schwindelte leicht.

In Gedanken versunken, gewahrte er an seiner Seite plötzlich wieder seinen Nebenmann aus dem Flugzeug.

„Wo übernachtest Du, bei Freunden?“, redete der Kerl ihn einfach an, den Blick auf die horrenden Taxipreise, die direkt über ihnen auf einer riesigen Tafel angeschlagen waren.

Malte hatte keinen Plan. Das gesamte deutsche Geld aus dem Flugzeug war inzwischen wie vom Erdboden verschluckt, längst eingetaucht in das bunte Treiben. Ursprünglich hatte er sich noch etwas bedienen wollen. Da wollte er bloß weg, mit einem Mal einigermaßen erschöpft.

„Ein Hotel“, brachte er hervor.

„Welches?“

„Oh, ich weiß nicht. Ich wollt' mal einen Taxifahrer interviewen ...“

„Um übers Ohr gehauen zu werden!“ Den Kerl amüsierte offensichtlich Maltes Naivität. Immerhin, das war eine gute Gelegenheit, umgerechnet 15 Euro zu sparen.

„Ich kann dir das Hotel 'San Remo' am Bahnhof empfehlen, klein, sauber, gepflegt, zentrale Lage und sehr günstig ... Nur 30 Euro die Nacht“, plapperte der andere munter.

„Oh, das klingt doch gut.“ Nachdem seine Reisetasche endlich (als Allerletzte) aufgetaucht war und der andere immer noch dastand, fügte er sich seinem Schicksal: „Sollen wir uns ein Taxi teilen?“

„Klar.“ Der Schnauzbart war natürlich dabei.

„Darf ich mich vorstellen: Drescher, Walter Drescher.“

Malte ergriff schwach die ihm hingehaltene Hand. Er nannte sich Sebastian Meyer, etwas Besseres fiel ihm nicht ein. Zusammen gingen sie schweigend zum Taxistand, Malte schwitzte und fühlte sich plötzlich ganz elend, er hätte im Flugzeug etwas essen sollen.

Das hektische Durcheinander des weitläufigen Areals stürzte auf ihn ein, die unverständlichen Gesprächsfetzen, das künstliche Licht und der Zigarettenrauch. Er fühlte sich all dem ausgesetzt wie Nadelstichen. Überall standen Uniformierte herum, meist unsympathische Gestalten mit grimmigen Gesichtern und dunklen, buschigen Augenbrauen. Vor einer Rolltreppe bückte er sich, da sein Schnürsenkel offen war. Als er sich aufrichtete, wurde ihm kurz schwarz vor Augen. Da beschloss er, Despi nicht schon heute Abend zu besuchen, morgen war auch noch ein Tag.

Draußen kam gleich ein Taxifahrer herbeigestürzt, der sich ihrer annahm, das Gepäck verstaute und Richtung Innenstadt losfuhr. Es dauerte lange, weil überall Großbaustellen wegen der anstehenden Olympiade den Verkehr behinderten. Malte war dankbar, dass der Fahrer sich nach ein, zwei Floskeln („ganz Athen ist eine Baustelle ...“) nicht mehr weiter um Konversation bemühte; sein Landsmann schien ohnehin verstummt.

SELBSTTEST

Hannah

Es war womöglich die längste reine Textmail, die sie je bekommen hatte - und das aufs Notebook, in ihr Hotelzimmer nach Athen - wo die Funkverbindung zum hiesigen Telefonnetz mehr als löcherig war. Gut zwanzig Minuten wartete sie jetzt schon. Das war der dritte Versuch, die ersten beiden waren nach jeweils etwa fünfzehn Minuten gescheitert.

Hannah stellte sich vor, wie der Funkstrahl von hier durch Wände des Hotels drang, unsichtbar und unverändert seinen Weg durch andere Gebäude, Autos, Menschen und Tiere hindurch fortsetzte, von den zweifellos futuristisch aussehenden Empfangsgeräten des hiesigen Funktelefonnetzes, unbeirrt von Temperatur, Wind, Helligkeit, Geräusche - alles bloß eine Frage der Frequenz; sie dachte daran, wie gerade jetzt auf ebendiesem Strahl die Bytes der Nachricht mit traumwandlerischer Sicherheit zu ihr vom Himmel herab balancierten, ins Handy und von da in das schlichte Gerät mit dem hochgeklappten Monitor, das vor ihr stand - ganz ähnlich, wie digitalisierte Tonsignale auf jenem Strahl zu ihr getragen wurden und durch den Lautsprecher als immerhin noch erkennbare Stimme ihrer Mutter, einer Freundin oder ihres Bruders in ihr Ohr dringen konnten. Man hatte sich völlig daran gewöhnt, dabei gab es das alles noch nicht einmal zehn Jahre.

Die Mail stammte von einer gewissen Felicia Bauer, ein Name, der ihr ganz unbekannt war. Für eine Spam-Mail trug die Nachricht immerhin einen lustigen Titel *‘Halbseidenes aus dem Kokon’*. Seltsamerweise zeigte das Programm überdies an, sie habe mit dieser Person schon Kontakt gehabt. Ob es sich dabei um einen Auftrag handelte - die Kontaktaufnahme erfolgte normalerweise telefonisch oder in kurzen Mails, die leblose Titel wie *‘Kontakt’* oder *‘Briefing’* trugen?

Gedämpftes Licht drang durch die halb zugezogenen Vorhänge in das kaum eingerichtete Zimmer. Allein auf die riesige, gerahmte Fotografie des Parthenon wäre Hannahs Ansicht nach verzichtbar gewesen. Und dennoch, wenn man sie länger betrachtete, erschlossen sich einem interessante Unregelmäßigkeiten: Hatten die antiken Architekten mit optischen Illusionen gearbeitet? Viele Linien, von denen man annehmen würde, sie seien gerade, waren es nicht, so sah es wenigstens aus; hatten nicht die Säulen eine leichte Ausbuchtung in der Mitte, um sich dann leicht nach oben zu verjüngen? Und waren die den Tempel umgebenden Stufen nicht in der Mitte leicht nach oben gewölbt, die Säulen an den vier Ecken dafür ein wenig dicker als die anderen, damit sie nicht zu schmal erschienen, da sie ja nur den Himmel hinter sich hatten? Selbst das mit beeindruckendste Gotteshaus, das Menschen je geschaffen hatten, schien es offenbar nötig zu haben mit derartigen Tricks großartiger gemacht zu werden, als es war. Hannah fand diese Erkenntnis einigermaßen ernüchternd.

Endlich war die Mail da und gar nicht so lang; der Absender hatte sie verkehrt abgespeichert. Zunächst verstand sie gar nichts, dachte an einen Fehler ihres Providers. Nach der Anrede *‘herzallerliebste hannah, sei geküsst’* ging es ohne Einleitung los:

‘beschäftige mich gerade viel mit alterungen, die ja immer auch alternierungen unserer verdammten persönlichkeit sind; du fragst dich, weshalb? - aber in die parzelle, in der ich sitze und arbeite (immerhin beheizt und mit blick auf den hinterhof) dringt derzeit nicht viel, was mich dauerhaft vom mich wahnsinnig machenden, langsamen Zerfall meiner biologischen zellsubstanz separieren könnte.

*ich nehme nun - freiwillig - teil am modisch-englisch *‘digital cocooning’* genannten prozess, den ich als künstlerischen begreife und für mich selbst radikalintensiviert habe, indem ich den platz am rechner nur zum schlafen und zur nahrungsaufnahme verlasse; ich bin sozusagen eine künstlerische probandin der zukünftigen „besten aller Welten“ - deren künstlerisches schaffen von daher notgedrungen ebenfalls übers netz stattfindet.*

bei interesse wäre meinerseits natürlich jederzeit die bereitschaft vorhanden, dir mehr zu schreiben; einzige bedingung: eine antwort.’

Die plötzliche Erkenntnis ließ Hannah lächeln: Marlies hatte sich wieder gemeldet! Früher hatte sie wunderbar lange Briefe in ihrer fast schon manisch-exakten Frauenhandschrift gesandt - aber da sie die Computerisierung nun anscheinend als ihr neues künstlerisches Projekt begriff ... Gut drei Wochen hatten sie sich geliebt, im Sommer 1995?, in Lagos und Ibadan. Dann hatten sich ihre Wege getrennt: die mit sehr guten Abschlüssen diverser renommierter Kunsthochschulen Europas ausgestattete, materiell gesehen mit Ende dreißig allerdings noch immer

gänzlich erfolglose Grazer Künstlerin war damals noch zwei Jahre in Afrika geblieben, während sie wegen eines guten Jobs für DaimlerChrysler die Heimreise angetreten hatte.

Seitdem schrieben sie einander in unregelmäßigen Abständen; das letzte Mal hatte Hannah vor gut eineinhalb Jahren etwas von ihr gehört, wieder aus Wien: Die Malariaschübe waren anscheinend immer bösartiger geworden („so merk’ ich gar nicht, dass ich hier oben keine Heizung habe“ - ihr damaliger Kommentar zu ihrer neuen Wiener Altbauwohnung). Schon immer sehr schlank, hatte sie zwischenzeitlich bei fast einssiebzig auf unter 45 Kilo abgenommen.

kurz gesagt denken sich unsere herren die zukunft ja ganz schlicht: ‘a jedes, wenn du mir das bisserl dialekt gestattest, sitzt in seiner isolierten wohnung, fernab der realen welt, digitale boheme, bloß ohne jeden echtkontakt; alles, was an archaischem in unseren zwischenmenschlichen beziehungen bis heute dominant geblieben ist, die geheimnisse der körpersprache, die unbewusste bedeutung von mimik und gestik, die unwillkürliche macht der gerüche, die uns ja - wie wir wissen und doch nie merken - von vorneherein dem anderen positiv gegenüber treten lassen oder eben nicht, die auch den linksliberalsten intellektuellen im grunde seines herzens mal zum ‚rassisten‘ machen können, die an frühkindliche erfahrung gemahnende wirkung von unterschiedlichen stimmen und tonlagen - all das wird bei dieser art der kommunikation keine rolle mehr spielen.

*wir werden gleich werden
wir werden geta(e)uscht werden
wir werden gelöscht werden*

mich interessiert daran nicht, ob das szenario realistisch ist, ob das je so wird. mich interessiert daran dieser eine punkt: wären nicht all unsere biologischen warnsysteme, die über eine jahrtausendelange evolution gewachsen sind, alles, worauf unsere so genannte „menschenkenntnis“ beruht, in dieser welt ausgeschaltet? und, weiter, gilt es nicht, das als chance zu begreifen, den hass aus unserer welt ein stück weit zu eliminieren – woran sollte er sich vor dem bildschirm festmachen? - und auch die liebe, die ach so lästige, leid bringende romantische liebe?

dieses problem habe ich zu thematisieren versucht, indem ich mich als person und kunstschaaffende komplett selbst zum objekt - der vernetzung wie auch der kunst - gemacht habe: was ich an bildern erzeuge und ins netz stelle, ist nicht die kunst, sondern ganz avantgardistisch *mein leben wird virtuell, künstlich, vielleicht kunst*. kein mitleid übrigens: ich mach das, diese künstlerische übertreibung, freiwillig. gehe also hinaus in die wüste. wie ein prophet. lecke das salz von meiner eigenen haut. rette meine haut. in gesichts- und wortloser konversation finde ich ein feld, welches meine arbeit mit den realitäten meiner restexistenz in größtmöglicher weise vernetzt: ich selbst, mein leben, ist über dieses neuen medium zum rahmen permanenter kunst geworden; alles was ich tue, ist ständig im netz zu sehen, nicht nur die eigentlichen projekte, die für sich auch als bloße varianten der net.art lesbar wären. eine digitalkamera vom flohmarkt hängt an der zimmerlampe meiner parzelle, direkt über dem rechner. es geht aber eben nicht um ‚big brother‘ in klein: denn es handelt sich selbst bei der momentan bestmöglichen simulation von realität noch immer um eine armselige verkürzung, die sofort als abstraktion wahrgenommen wird - wie eine art comic. so vieles, was uns lenkt, fehlt hier.

weiterer tröstlicher nebeneffekt: man kann im netz nicht veralten, ist immer auf der neuesten ebene der vergegenwärtigung. ein jetzt existiert nicht, die auflösung des augenblicks ist permanent.

wir sind endlich gleich, wie es uns unsere verfassungen seit jahr und tag vorlogen; nackt, wie wir geboren worden sind, sitzen wir am rechner und dünken uns privatisierend und frei, im schutze unserer wohnung. dabei kann jeder unserer wege verfolgt werden, theoretisch von jedem, der sich ein bisschen auskennt. es gibt keine geheimnisse, keine intimsphäre mehr - außer vielleicht bei stromausfall.

du würdest staunen, wie blass ich bin; hab seit einem halben jahr keinen sonnenstrahl mehr abbekommen. aber du würdest auch staunen, wie rasch in mir neue „fähigkeiten“ entstanden sind: aus kurzen begegnungen im netz stellst du dir die gut aussehenden, die verschrobenen und die spießer vor, bis zum letzten detail - und handelst entsprechend: reduzierst damit immerhin einen menschen, ja, ja, auf zwei oder drei seiner hastig dahingetippten sätze (formell oder flapsig?, jugendlich-anglizistisch oder stilsicheres hochdeutsch? rechtschreibung und grammatik korrekt oder „ausländer“ bzw. reformschüler?). diese inneren bilder visualisiere ich und thematisiere damit zugleich ihren unbewussten entstehungsprozess. mehr möchte ich nicht verraten. es geht also um das archaische in mir, in uns? sehr österreichisch. würde mich freuen, wenn du dir das mal im netz anschaust, www.felicia-bauer.at.

nach wie vor scheint mir übrigens mit das größte glück, arbeiten zu dürfen und doch nicht zur arbeitswelt zu gehören. in diesem sinne: mahlzeit!

tschau bella hannah, war nett, sie wieder mal gesprochen zu haben. melden sie sich, wenn sie wollen und können.'

Hannah las noch einmal, dann erneut; ein wenig sentimental schüttelte sie den Kopf. Unter anderen Umständen, in einem anderen Leben, hätte Marlies vielleicht die Frau ihres Lebens sein können. Sie speicherte die Mail und machte sich wieder an ihre Datenbank. Bis morgen musste das Projekt fertig sein; alles war abgesprochen. Hannah war froh, wie reibungslos das Arbeiten unterwegs inzwischen klappte; obwohl sie sich mit Susanne, die gerade duschte, hier in guten Momenten fühlte wie auf einer Hochzeitsreise, hatte sie allein in den letzten knapp zwei Wochen ihrer Reise schon über fünftausend Euro verdient. Ein Traum?

„Na, immer noch fleißig?“

Susanne war, gleich einer bizarren Königin längst vergangener Zeiten, aus dem ambergeschwängerten Dampf des Badezimmers getreten, das große rote Handtuch um den schlanken Körper. Einen blauen Turban auf dem Kopf, die Ohren abstehend wie die des berühmten Tutenchamun, stand sie da, und Wasser perlte auf den Teppich. Sie sah so schräg aus - zum Küssen. Das tat Hannah dann auch, ließ die Arbeit Arbeit sein; bald lagen nicht nur die beiden Handtücher auf dem Teppich.

KONFIGURATIONSBEWÜHUNGEN

Malte

Er saß, nur mit einem schwarzen *Don't think about it. Do it*-T-Shirt bekleidet, auf dem Bett und trank in kleinen Schlücken ein aus Deutschland mitgebrachtes Dosenbier. Es schmeckte abgestanden. Sein Gesicht war feucht vom Duschen. So fühlte er sich frischer, allerdings gab es nun nichts mehr zu tun.

Für die Einrichtung seines Hotelzimmers wäre, obwohl er sich mitten in Athen befand, einzig das Attribut spartanisch angemessen gewesen: Ein Holzbett mit durchgelegener Matratze, Tisch, Stuhl, Waschbecken und ein ganz in die Wand integrierter Schrank aus dunklem Holz - mehr gab es nicht. Das Zimmer war komplett weiß verputzt, das strenge Grau des PVC-Bodens wurde von zwei Knüpfteppichen im Stile der siebziger Jahre ein wenig aufgehellt, zwei Stiche mit verschiedenen Ansichten der Akropolis aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert zierten die Wände.

Das San Remo war im Grunde ganz nach Maltes Geschmack, ein alter Bau, um diese Jahreszeit fast ganz leer. 'Trashfaktor 97,5', dachte er zufrieden und fühlte sich ein wenig wie in einem Film von Quentin Tarantino.

Stilsicher erkannte er, was ihm fehlte: eine alte, klapprige Schreibmaschine. Dann hätte er sich, ganz angehender Kultautor, mit einer brennenden Zigarette an den Tisch setzen und einige ewige Wahrheiten zu Papier bringen können - falls ihm etwas in der Richtung eingefallen wäre ... Nicht von ungefähr hatte er vorhin am Flughafen seine Pläne geändert: Es wäre verkehrt gewesen, mit Sack und Pack, müde und verschwitzt, bei Despi zu klingeln; war dies doch ihre erste Begegnung, die über alles Weitere entscheiden würde. Außerdem: Er wusste ja nicht, wo sie wohnte. Ein Blick in ein Telefonbuch am Flughafen hatte ihm klar gemacht, dass „Karakalis“ hier ein alles andere als seltener Name war. Der Vorschlag Dreschers, mit hierher zu kommen, war ihm da im Grunde gelegen gekommen.

Überhaupt passte diese Reisebekanntschaft in sein neues Lebensgefühl des 'Alles-geht'. Inzwischen hatte er das zweite Bier geleert und machte sich zügig an das Letzte. Er überlegte sich einen Text für die Mail und tippte schließlich:

'Hallo Despi, hast Du mich so sehr vermisst wie ich Dich? Ich kann Dich gerade leider nicht treffen, bin auf Exkursion. Jede Minute vergeht quälend langsam vor Sehnsucht nach Dir. Ich würde Dir gern einen Brief senden, meine Gedanken, meine Gefühle. Mailst Du mir bitte gleich Deine Adresse? Bald werden wir uns so nah sein wie nie zuvor ...'

Jetzt kam das eigentliche Problem: Er brauchte einen Telefonanschluss, den gab es in einer Absteige wie dieser natürlich nicht; er hatte sich deshalb vor der Abfahrt extra einen Adapter fürs Handy besorgt. Mobil im Ausland ins Internet - das kostete sicher Unsummen. Aber bis die Telefongesellschaft sein Mobiltelefon wegen all der nicht bezahlten Rechnungen sperren würde, hatte er noch fast zwei Wochen, das hatte man ihm schriftlich unmittelbar vor seinem Untertauchen in einer Mahnung bestätigt. Und dass ihn all die folgenden Inkassoschreiben, Gerichts- und Zwangsvollstreckungsbescheide nie erreichen würden, das konnte die Telekom ja nicht wissen. Es gab keinen Malte Maria Lenz mehr.

Er sinnierte kurz, wie schwierig es vor zehn Jahren gewesen wäre, Despi so zu überraschen; vor was für Problemen er ohne all diese Geräte gestanden hätte! Dabei, so lange war diese Zeit, dieses im Rückblick rätselhaft gewordene *Davor* (vor dem PC, vor den Handys) doch gar nicht her ... Was Revolution der Computer- und Telekommunikationstechnologie im Alltag mit den Menschen gemacht hatte, beispielsweise, ob sie sie näher zueinander gebracht oder weiter voneinander entfernt hatte, darüber war über gut zehn Jahre lang ausgiebig

diskutiert worden; dabei hatte man unterschiedlichste Theorien und Perspektiven entwickelt. Doch inzwischen waren die Gründer-Jahre vorbei; alles war ganz selbstverständlich geworden, und über derartige Fragen sann die *Hörzu* nach. Dachte noch jemand darüber nach, wie Motoren einst die Welt verändert hatten? Man benutzte sie.

Ebenso war es mit der Computer-Technik; sie war jetzt allgegenwärtig. Schön. Die begleitende Diskussion aber, die Frage, ob denn alles so gut sei, was da geschah, schien auf eigenartige Weise verstummt, mundtot gemacht vielleicht? – gerade zu dem Zeitpunkt, da sie erstmals nennenswerte Relevanz besaß: weil all diese Dinge jetzt *wirklich* zum All-Tag geworden waren. Schon bald würde dies eine ewiggestrige Frage sein, an der man notorische Querulanten, allerlei Spinner und echte Irre erkennen würde. Im Jahr 1900 hatte eine Studie im Auftrag von Daimler-Benz wissenschaftlich erwiesen, dass die Maximal-Anzahl potenzieller Automobilkäufer, also die Auto-Zielgruppe – weltweit - bei etwa einer Million läge ...

Malte dämmerte, dass das ein Hauptgrund war, der die Menschheit zur vorübergehenden Episode machen würde; wider alle Vernunft probierte man Dinge nicht erst eine gewisse Zeit aus, um sich dann zu fragen, ob man sie brauchen konnte. Man ließ statt dessen irgendwelche Experten, „Leistungsträger“ und Volksvertreter Jahre, bevor die Dinge existierten, entscheiden, ob und wie man sie so schnell wie möglich auf den Massenmarkt werfen oder den Menschen überstülpen konnte („was möglich ist, wird ohnehin gemacht werden, also lass es uns als Erste tun“) - und nannte das dann „Weichenstellung“, „Reform“, „Agenda“ oder, im Rückblick, „Fortschritt“. Der Kunstgriff der ewig Anderen an der Macht war gewesen, alle diese Resultate menschlicher Entscheidungen als Naturnotwendigkeit hinzustellen, gegen die sich ein Vernünftiger nicht ernsthaft sperren könne. So kam alles, wie es kam, als käme es wie Manna vom Herrgott und seinen Engeln direkt zu uns herab. Profitmaximierung war dieser Logik gemäß der Sinn des Lebens, und der Kapitalismus, sprich: die Freiheit, Naturgesetz. Einziger Wermutstropfen im Zuge dieses totalen Triumphs des wirklich ekelhaften Denkens war, dass man zu den Verstreuten, die anders dachten, nun nicht mehr ‚geh doch nach drüben!‘ sagen konnte.

Malte brauchte Luft. Sobald Despi geantwortet haben würde, musste er sich von seinem Mobilien trennen, mahnte der Verfolgungswahn, als er in seine Jeans schlüpfte. Dann zog er eine Jacke über, öffnete die Tür und ging nach unten. Der Flur, ziemlich barock eingerichtet, bildete einen reizvoll-verspielten Gegensatz zu den kargen Zimmern; ein vor Jahren sicher noch flauschiger Teppich lag auf dem Boden, die Wände waren mit einer orangefarbenen Tapete mit dezentem Muster überzogen - große Drucke bekannter Gemälde schmückten sie. In den Ecken standen mannshohe Imitate panathenaischer Preisamphoren, aus denen üppige Plastikblumen wucherten; nur im Zimmer 110, das Drescher genommen hatte, brannte Licht. Leise plätscherte seichtes Jazzgedudel heraus. Zwei Treppen, dann war er in der Eingangshalle.

Der uniformierte Nachtportier schlief vor dem Fernseher - ein alter Mann, dessen von Falten zerfurchtes Gesicht an eine Kraterlandschaft erinnerte. Hektisches griechisches Geschrei, Sirenen und jede Menge anderen Lärms erfüllten den Raum, der in fahles Flackern getaucht war: ‚Ein Krimi‘, vermutete Malte.

Draußen, als der kalte Nachtwind ihm den Atem raubte, fiel ihm ein, wie sein Problem, Despi zu finden, früher, in Zeiten des *Davor*, zu lösen gewesen wäre: Um mit ihr überhaupt in Bekanntschaft zu sein, hätten sie sich zuvor Briefe schreiben müssen: Damit aber hätte er ihre Adresse schon gehabt.

DIE TÜCKEN DER TAKTFREQUENZ

Hannah

Sie wurde langsam eifersüchtig. Diese Frau war keineswegs unattraktiv, vielleicht Mitte dreißig, schlank, goldblonde Haare, streng zum Zopf gebunden, mit einem Beinahe-noch-Kleinmädchengesicht. Dezentes Make-up, teures Designerkleid, dabei sehr schlicht, wirkte alles an ihr betont geschmackvoll. Sie hatte sich als Vera Schlömpf vorgestellt und war Dramaturgin, an einem bedeutenden Theater irgendwo im Ruhrgebiet. Natürlich gebildet, sensitiv, weltoffen - und offensichtlich angetan von Susanne!

„... letztendlich ist ja alles nur noch Format: Selbst wir Künstler sind inzwischen alle kleine Designer geworden, die ein gut konzeptioniertes, marktgerechtes Produkt abliefern sollen und ein ebensolches von anderen erwarten: ein klingender Autorenname, halbwegs abgefahrenes Bühnenbild, das Ganze leidlich unverständlich inszeniert - der Inhalt muss einigermaßen stimmen, Hauptsache ein bisschen betroffen. Dass das am Theater noch funktioniert, ist nicht erstaunlich. Ist ja bloß Theater.“

Susanne fasste sie kurz an den Arm, sie schien völlig eingetaucht in das Gerede der Fremden. „Aber ich stell mir das auch schwierig vor: Alles muss ja ein Thema haben. Aber wo soll man die Themen fürs Theater heute noch herbekommen? Läuft ja alles schon längst im Fernsehen. Uns fehlen doch inzwischen alle Maßstäbe, was wichtig ist ...“

„Richtig, das hängt mit unserer Gesellschaft zusammen. Lange bevor unsere Welt von Automaten beherrscht wurde - denk‘ nur an den alltäglichen Terrorismus, der von diesen Mobiltelefonen ausgeht -, haben wir alles nach simplen binären Codes unterteilt: Die Welt wurde fein säuberlich zerlegt in männlich/weiblich, gut/böse, haben/nicht haben, wahr/unwahr, Recht/Unrecht usw. Noch ehe wir Computer hatten, haben wir angefangen, wie Maschinen zu denken ... Das, was dazwischenliegt, was den Reiz alles Lebendigen ausmacht, der feine Nebel, der

über allem Ambigen liegt, all das droht, verloren zu gehen. - Aber was sollen wir uns beklagen? Diese Entwicklung, die eine gigantische Verflachung ist, spiegelt sich im Zwischenmenschlichen im schrankenlosen Verzicht auf Intimität wider ...“

Seit fast zwei Stunden ging das nun so. Am Eingang vor den Toiletten waren sich die beiden begegnet und anlässlich Susannes Frage nach Münzgeld für die Schließfächer offenbar Freundinnen fürs Leben geworden. So schlenderten sie nun zu dritt durch dieses Museum. Die beiden redeten und redeten, ohne dass sie oder die Exponate auch nur die geringste Beachtung fanden.

Zwischenzeitlich war Hannah sogar alleine durch die weitläufigen Hallen gezogen, die dem perikleischen Zeitalter gewidmet waren, doch jetzt, in der Römerzeit angekommen, die wohl aus patriotischen Gründen sehr grob und bloß mit einigen wenigen Vitrinen in einer schummerigen Ecke abgehandelt wurde, hatte sie die beiden wieder getroffen. So tippelte sie gut zwei Meter hinter ihnen her und bekam allmählich schlechte Laune.

Hoch gestochene Sätze entschlüpfen dem Mund dieser Frau mit einiger Selbstverständlichkeit. Susanne schien sichtlich hingerissen; sie beschränkte sich mittlerweile auf geflissentliches Nicken und zustimmende ‘Jas’ und ‘Genaus!‘; allein der Fremden zuzuhören machte ihr anscheinend den Museumsbesuch zum Erlebnis.

Der Dramaturgin indes bereitete es sichtlich Freude, ihre wirren Gedanken zu sortieren, indem sie sie Susanne vortrug. Vor allem aber schien ihr Susanne Freude zu bereiten; inzwischen hatte sie sich bei ihr untergehakt.

„Ach, allein durch diese Hallen zu gehen, die Atmosphäre, die von diesen Dingen ausgeht. Wunderbar! Einmal im Jahr brauche ich das ... Ich muss mir die Exponate nicht mal mehr ansehen, es reicht, ihre Echtheit zu spüren.“

„Du bist öfter hier?“

„Jedes Jahr um diese Zeit ... Es ist wie geliebte Musik wieder hören.“

„Musik?“, brachte Hannah hervor.

Schlömp lächelte ihr Mädchenlächeln, ohne sich umzuwenden: „Ja, sicher. Deleuze spricht von Ritornellen, sie wirken, da sie auf eine im Grunde schmale Klaviatur von emotionalen Zuständen verweisen, direkt aufs Unterbewusstsein: Man geht eine Straße entlang, eine Melodie dringt ins Bewusstsein. Das erfüllt uns mit einem bunten Strauß von Gefühlen, Erinnerungen, Bildern: eine ungeheure Komplexität und ... eine tiefe Sinnlichkeit liegt in solchen Momenten.“

„Ja, das habe ich auch oft gedacht.“

Die beiden waren stehen geblieben. ‘Das habe ich auch oft gedacht’ - Susannes Part in diesem Dialog schien überarbeitungsbedürftig. ‘Küsst euch doch endlich’, dachte Hannah.

Gerne hätte sie sich an dem Gespräch beteiligt, einfach, um daran zu erinnern, dass sie auch noch da war, aber zu dem Geschwätz dieser Schlömp wusste sie einfach nichts beizutragen: Sie mochte modernes Theater nicht, und Theaterleute waren ihr in ihrer Verkopftheit schon immer bemitleidenswert erschienen. Konnte man diese Allzu-Intellektuellen ernst nehmen mit ihren unzähligen Neurosen, Affektiert- und Verklemmtheiten?

Dieses Prachtexemplar, war Hannah nicht entgangen, kaute an den Fingernägeln. Höchstwahrscheinlich war sie auch Bulimikerin, so wie sie aussah, und außerdem hatte sie etwas an sich ... Eine Transparenz lag in der Art, wie sie sich bewegte - gehemmte, flirrende Energie, als sei sie aus Papier, was Hannah an klassische Hysterikerinnen denken ließ.

„... Das lässt sich auch am Beispiel elektronischer Musik veranschaulichen; auch hier ist nämlich die vermeintliche technologische Weiterentwicklung nichts anderes als gigantische Verflachung.“

Wieder gab Susanne ihr Recht. Es war zum Verzweifeln.

„... ein einziges analoges Geräusch, von mir aus das Klopfen mit dem Finger auf einem Stück Holz, beinhaltet derart viele Informationen: Anschlagdauer, Intensität, Beschaffenheit und Größe des Holzes, Nachklang, Luftdruck und -feuchtigkeit und so weiter, sodass ein wiederholtes Anschlagen, ein Takt, selbst wenn er nach menschlichem Ermessen völlig exakt wäre, keinesfalls eine Aneinanderreihung des Immergleichen wäre. Wollte man das aufnehmen und reproduzieren, ohne dass auch nur eine einzige dieser Geräuschinformationen verloren ginge, würde man für ein dreiminütiges Stück simpler Popmusik die ganze Festplatte eines neuen PC benötigen. Also, ich kauf mir keine CDs, man fühlt den Unterschied beim Hören ganz genau: digitale Musik berührt einen viel weniger ... subtil.“

„Ah so, das wusste ich gar nicht ...“

Schlömp lächelte und sah Susanne in die Augen, ein wenig länger, als notwendig gewesen wäre, fand Hannah, die sich finster auf eine Reihe Frauenbüsten aus Marmor zu konzentrieren suchte, denen allen irgendetwas fehlte - die Nase, Teile der Frisur, ein Ohr. Es hatte etwas Grausames, diese verstümmelten Schönheiten derart in Reih und Glied zu stellen, fand Hannah und wollte plötzlich nicht mehr hier sein.

„Wenn selbst Musik, die ursprünglichste aller Künste, die Fähigkeit, Gefühle - Ausdruck - zu transportieren, verliert, dann wird auch sie zum Maschinenprodukt. Adorno ahnte es bereits: Die Zeit wirklich guter Musik - ein Spätes - könnte eine historisch recht exakt umrissene gewesen sein, heute ein Vergangenes.“

An dieser Stelle machte Hannah kehrt. Ganz langsam schlenderte sie in Richtung Ausgang. Susanne bemerkte es nicht einmal. Ihre leichte Jacke lag im gemeinsamen Schließfach, zu dem freilich die Freundin den Schlüssel hatte. - Würde sie eben ein Taxi nehmen ... Sie bat die Frau an der Kasse, ihr eines zu bestellen.

Draußen war es windig und kühl, einer der Tage, die sie in der Wettervorhersage zu Hause ‘heiter bis wolkig’ genannt hätten. Große, dunkle Wolkentürme verdunkelten die Sonne, ein überraschend kalter Wind machte einen

frösteln, um dann plötzlich gleißendem Sonnenschein zu weichen, der sich mit überraschender Wärme auf die Haut legte. Solches Wetter war wie das ganze Leben: Warten auf ein bisschen Wärme, um bald wieder zu frieren. Was sie sonst so sah, gefiel ihr nicht, Menschen eilten durcheinander, Autos verpesteten die Luft, Krach und Lärm und Geschrei um nichts, wie überall der öde Kampf alle gegen alle um das bisschen Geld, dass für die meisten immer zuwenig war, damit es für einige wenige und ihre Abkömmlinge immer zu viel sein konnte. ... Da hieß es immer, Reisen bildet, Reisen erweitert den Horizont. Was für eine Hybris! Durch das Reisen in irgendein Land wurde doch bloß all der Unsinn bestätigt, den man davor schon an Klischees über das jeweilige Volk im Kopf hatte oder eben nicht; „Ja, die Brasilianer sind wirklich sehr lebenslustig, dieser Karneval ...“ oder „Da wo ich war, im Nordwesten, da sind die Brasilianer gar nicht so lebenslustig ...“ Was sollte man denn über das Leben von Menschen erfahren, indem man durch ihre Stadt ging, mit Mühe nur zurück ins Hotel fand, sich von Einheimischen eine Tasse Kaffee servieren ließ oder die eine oder andere Sehenswürdigkeit betrachtete. Was wusste denn ein Fremder vom eigenen Leben, zu Hause, wenn er einem vor der heimischen Wohnung auf dem Weg zum Zigarettenautomaten oder zur U-Bahn kurz begegnete? Wollte man wirklich etwas erfahren, musste man nicht reisen sondern bleiben; und, überhaupt, niemals verstand man auch nur einen ganz, wie denn dann ein ganzes Volk, nach 14 Tagen, pauschal gebucht oder im Zuge eines Auslandspraktikums? Allein die Idee war widerwärtig.

Verstohlen sah sie sich immer wieder um, ob Susanne nicht endlich käme, sie denn gar nicht vermisste. Es war kindisch, aber ihr fiel nichts Besseres ein. Als endlich das Taxi kam, war ihr ganzer Mut verflogen; sie stieg nicht ein, gab dem Fahrer 50 Drachmen und entschuldigte sich. Dieser Walter war angeblich immer schrecklich eifersüchtig gewesen.

So eilte sie zurück in die Halle, dann die Treppe hoch. Vor einer riesigen Amphora traf sie die beiden wieder, ins Gespräch vertieft, als sei sie nie weg gewesen. Immerhin, Susanne lächelte ihr kurz zu. Das war besser als nichts.

DATENÜBERRAGUNG

Malte

Als Malte von seinem kleinen Spaziergang zurückkehrte, hatte die Hotelbar geöffnet; Jazz mit lateinamerikanischem Einschlag drang an sein Ohr, in Maltes nach oben offener Liste hassenswerter Musik weit oben rangierend. Hinter der Bar stand der Nachtportier, davor saß dieser Drescher. Malte bezweifelte langsam, dass es hier noch weitere Gäste gab.

Direkt vor sich hatte sein Landsmann ein gut gefülltes Glas Whiskey stehen, angeregt unterhielt er sich mit dem alten Mann; es ging um Musik. Malte gesellte sich dazu. Nicht, dass er große Lust dazu gehabt hätte, aber er kam irgendwie nicht unbemerkt vorbei.

Da er nichts zu tun gehabt hatte, was ihm Despi näher brachte, war er vorhin auf die Idee verfallen, die Akropolis bei Nacht zu besichtigen, da er nun ja schon einmal in Athen war. Unvorbereitet war er den Unabwägbarkeiten des hiesigen Bussystems aufgelaufen und erst einmal in die Gegenrichtung gestartet; nach ungefähr einstündiger Irrfahrt durch die halbe Stadt hatte er glücklich sein Ziel erreicht.

Einfacher wäre es gewesen, hätte er jemanden gefragt. Er bat jedoch andere nur höchst ungern um Hilfe - eine dumme Angewohnheit, die das Leben immerhin aufregend machte. Unterhalb der Akropolis hatte er feststellen müssen, dass man das Areal nachts gar nicht besichtigen durfte.

So war er ein wenig durch das alte Athen geschlendert, inmitten zahlreicher Touristen, vorbei an der beleuchteten Bibliothek Hadrians, dem römischen Markt und einigen kleineren Tempeln, darunter dem, weil zwischenzeitlich in eine Kirche umgewandelt, sehr gut erhaltenen Athena- bzw. Hephaistostempel. Inmitten all der Ruinen hatte ihn ein Gefühl der Geborgenheit beschlichen, heute zu leben und nicht in jener kriegerischen, seuchenanfälligen Zeit.

Er bestellte ein Bier; Drescher plapperte die ganze Zeit in schrecklich deutsch klingendem Englisch auf den Barkeeper ein: „... And you really saw James Last? And Max Greger Jr.? In Fellbach, the ‘Schwabenlandhalle’? I can’t believe it: me too! Hey man, that’s great! Yeah. I’ve been there, too!“

Der Barkeeper grinste nur zur Antwort und öffnete eine Flasche holländisches Bier.

Malte hörte nicht hin. Ihm überschlugen sich noch immer die Eindrücke der fremden Stadt: ein fremder Rhythmus, ein verwirrendes Durcheinander; die verwinkelten Sträßchen, durch die er gemächlich schlendert, schwarz verhüllte Greisinnen, kleine Läden in engen, dicht mit Menschen gefüllten Gassen, die sich füllen und leeren wie eine Ziehharmonika.

Klingende Münze klirrt hier und auf den Theken der Kneipen und kleineren Geschäfte; in den besseren zahlen mondäne Damen in Designerkleidern mit Kreditkarte; Malte ist diesbezüglich gar nicht bei der Sache. Nächtliches Einkaufen, das ist ihm fremd. Dazu die vielen Kinder überall, alles wirkt großstädtisch und doch sehr familiär. Und das Eisengitter vor einer Bank, er streift es zufällig, ist noch fast warm, im Dezember ...

Drescher war offensichtlich betrunken, starrte mit leerem Blick zur Decke und wiederholte mehrfach: „That’s great!“

Es widerte Malte an. Warum mussten Deutsche eigentlich immerzu trinken im Ausland? „Junge, Junge - du siehst ganz verwandelt aus ... Sag mal, wo warst du denn beim Bund? Der Kamerad hier kommt aus Fellbach, er ist Amerikaner.“

Der Barkeeper bleckte alle verbliebenen Zähne.

Malte, der natürlich Zivildienst gemacht hatte, verabscheute jedwede Diskussion darüber mit den Anderen; er sagte: „Bin untauglich, Bluter.“

„Oh, da fehlt dir was fürs Leben, mein Junge ... Weißt du, ich bin Reserveoffizier. Keine große Sache. Aber ich sag' dir, ich kenn' den Laden! Ist nicht so schlecht, wie er immer gemacht wird ...“

Was hätte Malte dazu sagen sollen? Zum Allermeisten im Leben gab es nichts zu sagen. Schweigen aber galt als unhöflich: also selbst Unfug plappern? Ein echter Teufelskreis. Er lächelte, jedenfalls versuchte er es.

„Hörst du diese Musik? Wie das jagt? Bop Bu Babop...“, unterstrich Drescher lautmalerisch, was er meinte. Malte hörte hin, das Gedudel klang nun nicht mehr ganz so hektisch.

„Ihr Jungen, ihr versteht das nicht mehr ... Das ist der große Paul Kuhn höchstpersönlich, das Tape gehört mir. Ja, ja, das war nicht nur so ein Fernsehonkel - das war auch ein echter *Jazz*er.“ Schrecklich, wie er das Wort in all seiner Begeisterung deutsch aussprach.

„Hörst du, wie das *swingt*? Das schafft mich heute genauso wie damals, als ich das zum ersten Mal gehört habe. Wahnsinn! Fast dreißig Jahre ist das her.“

Dieses Big-Band-Gedudel (und der unsägliche Gesang...) schafften auch Malte, mit Leichtigkeit; er bekam von derartiger Musik immer Kopfschmerzen.

„Was machst du eigentlich hier?“

„Ne Freundin besuchen, warte noch auf ihre Adresse.“ Ein toller Satz, dachte er noch.

Drescher fiel das nicht auf; er stierte in sein Glas. „Ja, das Leben ist eine einzige Warterei, und am Schluss bist du tot. Das war's dann ...“

Malte lachte laut. Das mochte unhöflich sein, aber der Spruch war derart platt, es erinnerte ihn an eine Toilette an der Uni, auf der ein großer Geist sich mit dem Aphorismus *‘Wer früher stirbt, ist länger tot’* verewigt hatte.

Sein Lachen wurde als Übereinstimmung gedeutet. Vertraulich begann Drescher, ihm eine lange Geschichte zu erzählen. „Ja, du hast gut lachen, du bist jung. Ich will dir sagen, was ich heute gemacht habe ...“

Malte war erstaunt. Dass der Fremde ihm so einfach sein Beziehungselend klagte, hätte er nicht erwartet. Der Barkeeper hatte sich für einen Moment verabschiedet, er erledigte irgendwelchen Schreibkram an der Rezeption. Bald hatte Malte den Faden der relativ komplexen Erzählung verloren; er steckte sich eine Zigarette an und ließ den Schwall der Worte an sich vorbeirauschen.

Im Grunde ging es darum, verstand er, dass Drescher seine Frau zurückhaben wollte, weil er sie liebte. Die war mit einer anderen Frau, einer „gottverdammten Lesbe“, durchgebrannt. Dass die beiden in Athen waren, wusste er von seiner Schwiegermutter, die vom Verhalten ihrer Tochter alles andere als angetan war. Auch das Geld, um das es noch ging, schien im Ganzen nicht ganz unwichtig zu sein. Eine typische Familiengeschichte. Malte hasste Familiengeschichten.

Der Zigarettenrauch stieg langsam auf. Flaschen mit verschiedenen Alkoholika standen gegenüber vor einem großen Spiegel, manche schon ganz verstaubt. Über der Bar drehte sich eine Minidiskokugel und warf kleine helle Flecken auf die Wand, die Bar und auf Dreschers Gesicht, dessen Mund sich unablässig bewegte und Worte formte, bei deren Klang es dem Sprechenden wenigstens leichter ums Herz wurde, das konnte man sehen. Malte hörte nicht richtig zu.

„... und ich weiß, im Grunde will meine Frau ja auch zurück zu mir, es gibt nur ein Problem: Wie krieg' ich wenigstens für ein paar Stunden diese Schlampe weg - dass ich in Ruhe mit Susanne sprechen kann, verstehst du ...“

Malte verstand vor allem, dass der andere ganz schön am Boden war. Zur Lösung des Problems konnte er von daher wenig beitragen. Beide schwiegen. Da sagte Drescher: „Weißt du was, ich lad' dich auf ein Bier ein, einverstanden?“ Ehe Malte sich schlüssig war, rief der andere schon: „Hey Barkeeper, one more beer for the young man ...“

Malte starrte vor sich hin und träumte, eine griechische Zigarette rauchend, von Despi.

„Könntest du mir einen Gefallen tun?“, holte Drescher ihn irgendwann auf den Boden zurück.

„Kommt darauf an, was.“

Es war keine große Sache. Malte sollte gleich morgen in ein Hotel Namens *Akropolis House* gehen und dieser Frau Drescher eine Nachricht hinterlegen lassen: Dass einer sie unter vier Augen treffen wolle und ihr etwas zu sagen habe, was ihr Leben verändern werde.

„... Oder so ähnlich, mir fällt schon noch was Besseres ein ... Bist du dabei? Ich würde mich nicht lumpen lassen, wenn du das gleich morgen für mich tun könntest - sagen wir: 500 Steine?“

Das war mehr als viel, so viel, dass Malte stutzig wurde: „Wieso gehst du nicht selbst?“

„Ich bin mir nicht sicher, ob sie mit mir reden würde ... Besser, ich lauf ihr nicht übern Weg.“ Er lachte bitter.

„Ah so ...“

Nach längerem Schweigen sagte Malte: „Gut, ich bin dabei ...“ Morgen hatte er eh noch nichts vor.

Als der Barkeeper ihnen signalisierte, es sei ein Uhr und er müsse die Bar jetzt schließen, ließ Malte sich ein letztes Fläschchen Bier geben und verabschiedete sich. Walter schlurfte und schwankte die Treppe hoch; oben bekam er seine Zimmertür nicht auf. Der war am Ende.

In seinem Zimmer setzte Malte sich auf den Stuhl und schrieb die Kurzgeschichte für Despi; plötzlich ging es, als schreibe etwas in ihm, ganz wie von allein:

“Drinnen... Ich bin in einem Gang, spüre ein dringendes Bedürfnis wegzugehen - wohin? Draußen, erinnere ich mich, gab es Bilder: eine Allee, von alten Ulmen grünesäumt, verliert sich gegen den hellblauen Horizont; der glühend rote Ball der Sonne taucht die Welt in seinen goldenen Glanz. Es ist Abend...

Dieser Weg ist für mich tabu. Ich spüre es, während mein Blick jener Allee folgt. Dabei sehe ich sie nicht wirklich. Diese Allee existiert nur in meiner Erinnerung. Tatsächlich ist da nur dieser Gang und eine verschlossene Tür, weit hinter mir: der Eingang.

‘Drinnen, auf ewig drinnen’, weiß ich. ...’

Als Malte geendet hatte, war er ganz ergriffen von der eigenen Geschichte. Seine Augen wurden schwer, er ließ sich nach hinten fallen: ‘Ich werde ihr die Geschichte bei unserem ersten Treffen vorlesen, mein Geschenk an sie ...’ Darüber nickte er ein, das letzte voll gekritzelte Blatt Papier segelte langsam zu Boden.

TALKING HEADS

Susanne

Noch immer fiel der Regen gnadenlos vom Himmel und schien die aufgeschwemmte Landschaft zu verhöhnen. Der matschige Pfad, auf dem größere Steinbrocken das Gehen nicht immer einfach machten, stieg jetzt steil an. Sie hatte die letzten Häuser des fast schon zu malerischen Dörfchens hinter sich gelassen, und vor ihr, zum Berg hin, versprachen nur noch vereinzelt Johannesbrotbäume Schutz vor dem Regen. Susanne trug eine Trekking-Jacke, ihre besten Wanderschuhe und einen wasserdichten Rucksack; der Marsch erhitze sie, so dass sie die Witterung optimal fand. Wie gerne sie gerade Branco bei sich gehabt hätte, er war das einzige, was sie vermisste! Gut, wenn sie ehrlich war, ab und an fehlte ihr Walter auch. Was er wohl gerade machte? Bestimmt ging es ihm ohne sie besser, redete sie sich ein. Ihre Beziehung war einfach nicht mehr das Wahre gewesen, und diese Trennung, kurz und schmerzlos, auch für ihn doch nur eine zweite Chance.

Ihr T-Shirt klebte unter der Thermojacke am Leib, und beständig rann ihr der Regen in kleinen Bächlein das Gesicht hinab. Sie war nicht gerade bei guter Kondition, ächzte wie ein Schlachttross; dabei hatte sie erst die Hälfte des Anstiegs hinter sich gebracht. Im Rucksack befanden sich zwar nur gesalzene Kekse, eineinhalb Liter Wasser und ein paar Trauben, doch gerade erschien ihr das alles schwer wie Blei. Sie hatte Hunger, gedachte sich aber den Proviant für den Gipfel aufzuheben.

Der Parnis, wie oft hatte sie seit ihrer Ankunft in Athen zu dem Gipfel im Norden der Stadt emporgeblickt? Meist war er wolkenverhangen; doch bot er sich einmal für kurze Zeit ihrem Blick, galt ihm schon morgens ihr erstes Blinzeln - vom Bett aus konnte sie durchs Balkonfenster seine Südseite erkennen: Das Bergmassiv, das den Athener Stadtwald barg.

Da war klar, sie würde ihn besteigen, zu Fuß. Vom ersten Moment an, als Hannah ihr Vorhaben noch als Spinnerei abgetan hatte („mich kriegen da keine 10 Pferde hoch“), war ihr klar gewesen, sie würde es allein tun müssen. Natürlich gab es da auch eine Straße bis zum Gipfel in 1.400 Metern Höhe, sie aber folgte einem Wanderweg auf der kahlen Westseite, von dem im Reiseführer die Rede war. Sie erhofft sich, bei diesem schauerhaften Wetter oben allein zu sein. Bisher immerhin war sie noch keinem Menschen begegnet.

Ihre Schuhe - stabile Wanderschuhe - waren bereits nach den knapp 2.000 Metern, die sie laut Karte jetzt die asphaltierte Straße hinter sich gelassen hatte, braun vom allgegenwärtigen Schlamm. Unter einem knorrigen Olivenbaum machte sie Halt und rang nach Atem; wie jeder Anfänger war sie viel zu schnell losgegangen. Ihr Blick fiel auf die Stadt, deren erste Ausläufer sich wie eine Reihe von Geschwüren in die sienabraune Ebene fraßen. Erst jetzt, hier oben, spürte sie, wie beengend und überfüllt das Leben dort unten war. Mit Hannah war es schwierig; neulich war die Freundin eifersüchtig gewesen, bloß weil sie sich im Museum ein bisschen unterhalten hatte. Sie kannte das von Walter – und hasste es.

Jetzt arbeitete sie. Beim Frühstück hatte sie von *peer-to-peer*-Tauschbörsen im Internet und der Zukunft des Urheberrechts gesprochen. Na ja, eine Beziehung lebte von Unterschieden, sagte man. Sie ging nun langsamer und beschloss, den verschlungenen Bahnen, die der Weg aus ihr unerfindlichen Gründen nahm, vorerst weiter zu folgen. Die Vegetation war von herber Schönheit, überall wuchsen Kräuter, sodass die Luft von einem würzigen und angenehmen Duft erfüllt war, den sie nicht genauer identifizieren konnte; vielleicht bildete sie sich das aber auch nur ein. Neben den wenigen Johannesbrotbäumen duckten sich nur noch einige bizarr geformte Büsche im Regen; ganz vereinzelt standen ein, zwei kleine Olivenbäume dazwischen, welche die allgegenwärtigen strauchartigen Gewächse überragten. Ansonsten säumten nur Felsen ihren Pfad.

Jeder Schritt strengte an für zwei, aber wie zur Entschädigung bot sich ihren Augen jedes Mal, wenn sie hinunter zur Millionenstadt oder die Küste entlang blickte, eine neue, immer atemberaubendere Aussicht. Angesichts dieser kolossalen Weite fiel ihr ein, was Hannah mit ihrer ständigen Computertheorie neulich hatte sagen wollen; neben den Daten sei der Raum die zweite grundlegende Basis der Neuen Medien: Bibliotheken würden bald durch den Cyberspace ersetzt, wo man jedes Buch auf dem Bildschirm dann „wirklich“ aus dem Regal nehmen könnte. Unsere Erzählungen wichen der Navigation durch künstlichen Raum, wie bei einem Computerspiel; ja, und all unsere Daten würden dreidimensional am Bildschirm sichtbar gemacht, unsere Konfektionsgröße wie unser Hauttyp.

Entscheidend für die ganze Entwicklung sei aber, wie man sich den nicht gottgegebenen, sondern speicher- und programmierbaren virtuellen Raum denke: Die Antike habe sich die Welt als aus Verschiedenem, Unvereinbarem zusammengesetzt vorgestellt: sozusagen ein buntes Sammelsurium voller schöner und bizarrer, für sich stehender Objekte, ähnlich chaotisch wie die griechische Mythologie. Die Erbauer der Simulakren, der erhabenen positionierten Götter-Statuen, wussten: perspektivische Stimmigkeit konnte groteske Täuschung sein. Erst die vom christlichen Denken bestimmte Renaissance hatte durch die Erfindung der Zentralperspektive diese Vorstellung durch die eines homogenen, einem Grundprinzip folgenden Raumes ersetzt, der systematisch aufgebaut sei, die Physik bis hin zu Einstein habe dann die „Gesetze“ dieses organisierten Raums entdeckt. Diesen Sichtweisen entspreche jeweils ein typisches Verhalten innerhalb eines solchen Raums: Durch ein Kuriositätenkabinett ging man lässig, ziellos, staunend, wie der Flaneur bei Baudelaire oder Rilke. Der Raum ist noch nicht der Zeit untergeordnet. Durch einen perspektivierten, gegliederten Raum eile man zielstrebig, mache Fortschritte im Verhältnis zur Zeit, wie ein Soldat, der Gebietsgewinn, Beute macht. In Friedenszeiten nannte sich der Soldat Bürger. Entscheidend für die Zukunft sei nun, hatte Hannah gemeint, welches Verständnis vom Raum sich bei den künstlichen Welten durchsetze, auf Computerspiele übertragen: *Myst*, *Riven* oder *Tomb Raider* und *Medal of Honor*. Mit Blick auf die Akropolis, konnte sie nur hoffen, dass die sympathischere Sicht der Antike wieder Boden gewänne. Sie stellte sich die Menschen vor 2.000 Jahren ohnehin glücklicher vor. Vermutlich war das naiv. Sie war gerne naiv.

Der Wind frischte auf; sie überquerte gerade einen kleineren Sattel, dahinter wurde eine steil aufragende Felsengruppe sichtbar, von einigen Zypressen umsäumt. Vor ihr hatte man ein paar durchnässte Ziegen hinter einen löchrigen Zaun gesperrt. Susanne fragte sich, was sie in dieser Höhe zu fressen fanden. Kurz darauf erkannte sie auf einem der gut vierzig Meter hohen Zahnstocher eines Zyklopen eine einzelne Ziege. Susanne musste lachen: ‘Sie ist genauso dumm wie ich, was will sie soweit oben?’

Kurz blieb sie stehen, nahm einen tiefen Schluck Wasser und war so etwas wie glücklich. Jenseits der Felsen war der Hang völlig kahl; ein Sommer-Feuer hatte die gesamte Vegetation hier dauerhaft vernichtet. In Griechenland waren solche Brände anscheinend häufig, die Ursache meist Brandstiftung, in der Regel aus politischen Gründen. ‘Die menschliche Dummheit ist weltweit das einzige, worauf man überall zählen kann’, dachte sie und ging weiter.

Eine gute Stunde später stand sie inmitten eines steilen, jetzt nicht mehr verkohlten Hanges; ihren Weg hatte sie verloren. Der Regen war in ein leichtes Nieseln übergegangen, dafür tauchten sie immer wieder einzelne Wolkenfetzen in dichtesten Nebel, um gleich darauf blauem Himmel Platz zu machen. In diesen Momenten war dann auch der Gipfel über ihr frei. Der Wind hatte an Heftigkeit zugenommen; er heulte in den Wipfeln und verschlug ihr stellenweise den Atem. Es war, wie man so sagte, nicht mehr schön.

Immer wieder dachte sie jetzt an Hannah. Sie mochte es selbst noch nicht glauben, aber die Geliebte war ihr im Laufe dieser Reise immer fremder geworden; es lief nicht gut. Heute morgen war sie mit dem Wunsch erwacht zu reden, doch es war nicht dazu gekommen; mit Walter hatte man wenigstens streiten können, doch Hannahs entzog sich, jedes Mal. Wort für Wort hallte ihr morgendliches Gespräch in ihrem Kopf nach; es gewann dadurch eine Bedeutung, die es eigentlich nicht hatte.

Susanne sah hinauf. Es war noch immer ein gutes Stück. Sie zweifelte langsam, ob sie ihr Ziel erreichen würde. In jedem Fall musste sie in knapp zwei Stunden wieder unten an der Straße sein, da ging der letzte Bus zurück. Während sie weiter gegen die Steigung und die inzwischen heftigen Böen ankämpfte, waren die zahlreichen Gedanken wie verschüttet, die ihr vorhin wahllos durch den Kopf geschossen waren: Eine Ahnung dessen, was das wahrhaft Wichtige am Leben sein könnte, befiel sie, ohne dieses überraschend über sie gekommene Wissen in Worte fassen zu können. Die Anwendung hatte sicher mit der Höhe, vielleicht mit der Blutarmut im Gehirn oder einem durch körpereigene Stoffe hervorgerufenen Rauschzustand zu tun, wie etwas in einer anderen Ecke ihres Gehirns kurz dachte; jedenfalls schienen ihr für diesen kurzen Moment alle Probleme des Daseins gelöst, alles hatte sich zu einem harmonischen Ganzen gefügt, in dessen Zentrum sie diesen Berg bestieg, wie sie es immer schon getan hatte und für immer tun würde. Dies währte nur einen Augenblick, dann hatte jenes Gefühl sie wieder verlassen, denn sie erreichte endlich die Kuppe und sah, der eigentliche Gipfel lag noch überraschend weit vor ihr. Zur Rechten blickte sie in eine tiefe Schlucht, felsig und voller Geröll. Die plötzlich hervorgetretene Abendsonne ließ kurz ihr Haar, mit dem der jetzt im Joch plötzlich auffrischende Wind nach Belieben spielte, leuchten. Dann verschwand der rote Glanz wieder. Da setzte sie sich auf einen Baumstumpf. Gedankenverloren aß sie ihre Trauben und begriff, sie würde heute nicht mehr bis zum Gipfel kommen. Dies trübte ihre Freude nur wenig; stolz blickte

sie zu Tal, folgte dem Weg, den sie gegangen war, sah hinaus zum Meer, während der süße Geschmack der reifen Trauben sich mit dem Salzaroma ihrer Lippen mischte.

Sie musste unten nicht lange auf den Bus warten. Weil Hannah sicher immer noch arbeitete, ging sie Vera in deren Appartement in Amarusion besuchen. Die erkannte Susanne erst gar nicht, so verdreckten und durchnässt war sie. Während Susanne duschte, machte Vera einen starken Kaffee; sie freute sich über den Überraschungsbesuch. Man redete über dies und das, Susanne fühlte sich behaglich und war bald eingnickt; der Marsch hatte sie erschöpft.

SYSTEMFEHLER

Malte

Malte trug trotz des Nieselregens und der empfindlichen Kälte nur seine leichte Jacke und eine schwarze, sehr angesagte Hose. Zuvor war mit dem Bus in das Viertel gefahren, in dem Despi wohnte. Sie hatte geschrieben, eine sehr nette Mail. Inzwischen war es fast dunkel.

Die Gassen in dieser Gegend waren schmal, eng bebaut und unglaublich verwinkelt, sodass ein Ortsunkundiger wie Malte sich nahezu zwangsläufig verlief. Oft kamen keine zwei Autos aneinander vorbei. Wenn eines angeschossen kam wie ein zorniges Tier, drückte Malte sich reflexartig enger an die Hauswände: Man pflegte hier einen Fahrstil, der ein gewisses Können und die allgemeine Bereitschaft zur Improvisation voraussetzte. 'Wenn man deutsche Autofahrer auf solche Strecken losläßt, bräche binnen kurzer Zeit der Bürgerkrieg aus ...'

Wieder fand Malte sich an einer Stelle wieder, die ihm bekannt vorkam - ein Blick auf seinen Faltpfad verdeutlichte ihm, dass er im Kreis gegangen war. Auf den Straßen schoss das Wasser in munteren Sturzbächen in die Kanalisation, kaum jemand war zu Fuß unterwegs, und wenn, verschwand er bald in einem der überwiegend weiß gestrichenen Häuser.

In den, soweit man durch die hell erleuchteten Fenster sah, schlicht, aber keineswegs ärmlich eingerichteten Häusern brannte Licht, die Menschen saßen zusammen, alt und jung. Eine plötzliche Sehnsucht nach einem einfachen, zufriedenen Leben ergriff ihn, wie er es wohl nie führen würde. Doch wenn er sich vorstellte, dass er bald Despi in seinen Armen halten würde, machte sein Herz einen Sprung vor Freude. Er liebte sich für die Idee, sie zu überraschen, war stolz auf den eigenen Mut, während mit jedem Schritt, den er auf den regenfeuchten Gehweg setzte, die Aufregung größer wurde; sein Herz pochte im Akkord, und das kam nicht nur von der Steigung.

Der Wolkenbruch hatte seit der Dämmerung an Vehemenz noch zugenommen. Die Tropfen prasselten in unzeitigem Rhythmus gegen den Schirm. Es war gerade sieben, genau richtig, jedenfalls Despi sicher nicht mehr bei der Arbeit. 'Wenn sie nicht da ist?' Sie würde da sein. Er spürte es.

Am höchsten Punkt mündete die Gasse in eine größere, viel befahrene Straße: Oben standen die Häuser einzeln, relativ große Grundstücke davor mit Feigen- und Olivenbäumen, die ihm unbekanntes Gestrüpp überragten. 'In einem dieser Häuser muss sie wohnen', fixierte er nachdenklich seine Karte, dann hob er den Blick zu den vom Wind zerwühlten Bäumen, welche die Häuser säumten, als hüteten sie deren Bewohner vor Unheil.

Noch einmal ging ihm alles durch den Kopf, wie sie sich auf Anhieb verstanden und bald fast täglich unterhalten hatten, ihr Foto, schließlich die Zeit der zärtlichen Spiele übers Netz ... Wie er alles hinter sich gelassen hatte: Es war ein Traum, und er konnte es nicht glauben, nun endlich hier zu stehen!

Haus Nummer 77 sah aus wie all die anderen: Ein zehn Jahre altes Haus, schätzte Malte. Die Sachlichkeit des Bauhauses paarte sich hier wie in der ganzen Straße mit dem Südländischen. Der kleine Garten war äußerst gepflegt. Es bestand kein Zweifel, dies war die Adresse, die Despi ihm durchgegeben hatte. Seine Hände waren feucht, er traute sich nicht zu klingeln. Was sollte er sagen? Was, wenn sie sich nicht freute? Was, falls er ungelegen kam? Er schritt, allen Mut zusammennehmend, Richtung Haustüre. Es gab drei Klingeln, neben einer stand der gesuchte Name: Er klingelte zweimal.

Despi öffnete. Mit fragendem Blick begrüßte sie ihn auf Griechisch. Malte lächelte glücklich, endlich am Ziel: „Hallo. Ich bin Malte, aus dem Chat.“ Er hatte das auf Griechisch gesagt, der Portier vom *San Remo* war so freundlich gewesen, es ihm aufzuschreiben.

Das Mädchen blickte nur ein klein wenig verwundert. Irgendwo im Haus weinte ein Baby. Despi war ganz anders, als er es sich vorgestellt hatte. Schön, natürlich. Ganz gewöhnlich angezogen, ein bisschen Latin-style, sexy. Und sehr, sehr kühl. Er stotterte, dass er sie habe besuchen wollen. Er wollte von Liebe reden, doch ihr Blick ließ ihn schweigen. Sie sagte, sie freue sich. Er spürte davon nichts. Dass sie ihn nicht herein bat! Ob er Lust auf einen Spaziergang habe? Er nickte. Sie verschwand in der Wohnung, kehrte mit einer Jacke zurück. Im Hinausgehen rief sie etwas auf Griechisch ins Haus zurück, zu sehen war niemand.

Sie redeten wenig. Ihm waren die Worte ausgegangen. All sein Gefühl war wie weggeweht; er spürte sich nicht mehr. Sie immerhin taute ein wenig auf, nachdem einige Schritte gegangen worden waren und sie sich auf den Mix aus gebrochenem Englisch und Deutsch eingestellt hatte; sie erzählte von ihrer Arbeit, ihrem Leben. Einmal

lachte sie sogar, als sie von ihrem Baby sprach. Er sagte fast nichts, starrte sie unentwegt an. Es war ein fremdes Mädchen, das da neben ihm plapperte. Nicht mehr. Was hatte er erwartet?

Irgendwann machte sie den Vorschlag, etwas trinken zu gehen. In der Bar lief HipHop. Alles war nicht sein Fall. Er bestellte ein Bier, sie trank Baccardi. Manches, was sie sagte, störte ihn. Ob es an der Sprachbarriere lag? Sie kannte einige Leute, auch gut aussehende Männer, stellte ihn kurz vor. Er schüttelte einige Hände, wie betäubt. Noch immer fühlte er nichts, nur eine bodenlose Leere, in die er Minute um Minute tiefer versackte. Schließlich packte ihn ein seltsames Gefühl, jetzt unbedingt aufstoßen zu müssen, vielleicht vom Bier, was aber nicht ging. Es machte ihn verrückt. Da gab er auf, wollte alleine sein.

Nachdem nichts besser wurde, brachte er irgendwann heraus, er sei müde. Also gingen sie zurück. Wie lange er bliebe, fragte sie noch. Er wusste keine Antwort. Leider fahre sie morgen für zwei Wochen zu ihren Eltern nach Kavala. Malte wusste nicht, wo das war. Und ob er ihr das glauben sollte?

Schweigend standen sie noch kurz vor ihrer Wohnung. Sie umarmte ihn flüchtig, Küsschen auf die Wange. Nicht unfreundlich, vielleicht ein wenig bedauernd, sagte sie noch: „Du jetzt gehen. Leb wohl, Malte Frühling!“ Sie tippelte in ihre Wohnung, sexy, das war sie schon. Ja, sie warf ihm sogar einen letzten Blick zu, entschuldigend? Dann schloss sie leise die schmiedeeiserne Tür. Er stand wie betäubt. Es gab so vieles, was er ihr hätte sagen wollen: allein, wozu? Alles war gesagt.

Etwas in ihm stürzte in sich zusammen. Plötzlich dachte er an seine Mutter, was er ihr angetan hatte. Noch nie hatte er so deutlich das Gefühl gehabt, einfach nicht mehr da sein zu wollen. Antriebslos ging er ein paar Schritte durch den Regen, ohne den Schirm aufzuspannen. An irgendeiner Ampel warf er ihn weg, soweit er konnte, und begann, durch die Nacht zu rennen. Seine Tränen vermengten sich mit dem Wasser auf seinem Gesicht, er hörte nicht mehr auf zu weinen. Als er völlig außer Atem war, setzte er sich an eine Hauswand unter eine der allgegenwärtigen Anti-Olympia-Parolen, barg den Kopf in den Händen, er fror. Wo er war, wusste er nicht, die Karte hatte er verloren; es war gleichgültig. Als ihm zu kalt wurde, ging er weiter. Seine Beine schmerzten plötzlich, ohne Grund, wie abgestorben waren seine Hände. Wenigstens regnete es nicht mehr. Er hatte kein Ziel, und zurück konnte er nicht mehr.

Plötzlich war da eine kleine Gruppe Jugendlicher um einige geparkte Mopeds. Als er beinahe auf gleicher Höhe mit den Fremden, lachten zwei Mädchen; ihr helles Gekicher, dazu das höhnische Grinsen der Jungs mit ihren geschleckten Frisuren, es schmerzte Malte. Er wollte alleine sein, gleichzeitig war ihm inzwischen so kalt, dass er beim Gehen mit den Zähnen klapperte. Deshalb überlegte er nicht lange, als er an einem Fastfoodrestaurant vorbeikam. Eigentlich boykottierte er den Konzern, die Fleischfresserei wie auch die durch diesen Namen verkörperte Ausbeutung all derer, die sich nicht wehren konnten ... Die Wärme, die aus dem großen Bau drang, war jedoch unwiderstehlich, das Gefühl eines pervertierten Zuhause-seins - was sich in Lagos, Bangkok, Sao Paulo oder Paderborn ebenso eingestellt hätte - glichen sich doch alle Restaurants dieser Kette in ihrer Einrichtung bis hin zur Klimaanlage.

Er bestellte sich eine Tasse Kaffee. Während das Gefühl langsam in seine Füße und Hände zurückfand, kehrte auch sein Schmerz wieder: Sehnsuchtsvoll dachte er an seine Despi, und dass da nun niemand mehr war. Überall standen mehr oder minder verliebte junge Paare herum, die meisten zwischen vierzehn und achtzehn.

Der Kaffee war leer, er starrte auf den Rest Schwarz in der Plastiktasse und fragte sich plötzlich in schmerzhafter Verzweiflung, was er nun tun könnte. ‘Weiterleben ...’ echote es in ihm. Er merkte, wie die unfreundlichen Blicke eines hier angestellten Pakistani, der ein rotes Hütlein trug, Zeichen wohl eines besonderen Ranges, immer häufiger auf ihn fielen. Noch war er damit beschäftigt, den Zivilisationsmüll einzusammeln, den die zahlende Kundschaft reichlich hinterließ, um ihn den ewig gierigen, stählernen Mäulern der Container zu verfüttern. Auch ohne dass er und dieser Mann dieselbe Sprache sprachen, war klar, der Kerl wollte ihm schlicht mitteilen: „Kauf endlich etwas oder verschwinde!“

Schließlich wieder draußen, stand irgendwo ein Bus. Es musste kurz vor Mitternacht sein, er stieg ein. Kaum jemand fuhr mit - es war, samstagabends, wohl eher die Zeit, um in die Innenstadt zu fahren denn hinaus in die Vororte. Griechische Folklore lief, gefällig mit einem Discobeat unterlegt; Malte fröstelte wegen der plötzlichen Wärme, während die Lichter der Stadt an ihm vorüberglitten.

Er war jetzt ganz ruhig im Angesicht seines Scheiterns, wusste, es war zu spät, sich über das Rechenschaft abzulegen, was er getan hatte. Als er in einer scharfen Kurve das Meer sah, dunkel, weit, mit weißer Gischt über der Brandung, erkannte er: Dies war der Tag, und dort, weit draußen gen Horizont lag seine Bestimmung.

An der nächsten Haltestelle stieg er aus, es war irgendwo kurz vor Piräus. Nach gut zehn Minuten erreichte er so etwas wie eine Uferpromenade, viel war nicht los, ein paar Lichter entlang einer verlassenen, kilometerlangen Allee. Vom Westen her wehte ein eisiger Wind, es roch nach Salz und Tang.

Er überquerte die Straße und stieg über riesige Felsbrocken, Spielzeuge längst ausgestorbener Zyklopen, den Schaumkronen der vom Wind gepeitschten Unendlichkeit entgegen. Die Anziehungskraft der Wellen war beängstigend, alles verschlingend. Er vergaß sich selbst, vergaß seinen Kummer, seinen Schmerz und lief los, rannte dem Meer in dessen weit ausgebreitete Arme, und er fühlte sich frei ...

Doch auf einem Stein glitt er aus und fiel der Länge nach hin; ein heftiger Schmerz raubte ihm den Atem. Etwas zwang ihn, gequält zu lachen. Er wollte aufstehen, indes der Schmerz ihn in Bewegungslosigkeit hielt. Er blutete, nichts Ernstes. Schließlich erhob er sich, es ging, tastete er seine geprellte Seite ab: Nichts schien gebrochen.

Langsam ging er den Strand entlang, die Lichter der Stadt im Rücken, passierte er einen alten Strandkorb, der einsam und verlassen herumstand. Er drehte ihn gegen den Wind, so gut es ging, und setzte sich hinein. Als er, vollständig durchgefroren, erwachte, mochte es vielleicht zwei Stunden später sein. Der von der Uferpromenade erleuchtete Strand war von Tausenden Fußabdrücken aufgewühlt, die Rippelmarken der letzten Flut ausnahmslos zertreten. Die See, in der Bucht ohne große Unterschiede an Tiefe, war ruhig jetzt. Schläfrig kräuselte sie sich unter dem wolkenverhangenen Himmel, es war ganz windstill. Malte ging hinunter ans Wasser. Sporadisch erreichte weiße Gischt seine Schuhe.

Zu Fuß war es weit bis in die Innenstadt; bereits nach gut sechshundert Metern passierte langsam ein Taxi; er machte sich bemerkbar. Der Fahrer hielt und schwieg auf der ganzen Fahrt, wofür ihm Malte unendlich dankbar war. Etwa auf halbem Weg in die City kamen sie an einem kleinen Hotel vorbei. Maltes Seite schmerzte, er klapperte mit den Zähnen und fürchte inzwischen ernsthaft eine Unterkühlung. Er bedeutete dem Fahrer anzuhalten. Noch hatte er umgerechnet 350 Euro von dem Geld übrig, das Walter ihm gegeben hatte. Damit bezahlte er das Taxi und mietete sich ein Zimmer für die Nacht. Oben duschte er warm und warf sich aufs Bett. Schon das Liegen auf einer weichen Matratze war eine Wohltat. Er rechnete keinesfalls damit zu ruhen. Vielleicht deshalb dämmerte er binnen weniger Minuten in einen traumlosen Schlaf, aus dem er erst gegen Mittag erwachte.

Hannah

Diese Frau wollte etwas von ihr. Hannah hatte das gleich gespürt. „Sag doch Elena!“, sagte die Athener Kontakterin von HAL & CO. gleich nach der Begrüßung; sie war einige Jahre in Hamburg gewesen und sprach vorzüglich Deutsch. Die ganze Zeit hatte sie Hannahs Augen gesucht, und im Gespräch jede nur mögliche Doppeldeutigkeit gefunden. In ihrem Blick lag dabei eine ungeheure Siegesgewissheit, die Hannah irritierte.

Die Besprechung war rasch vorüber. Zum Abschied steckte Elena ihr ihre Nummer zu. „Ruf mich doch mal abends an, wenn dir langweilig ist; ich kann dir die Stadt zeigen.“ Dazu lächelte sie wieder viel sagend, dabei klang es wie ein Befehl.

Zurück im Hotel war Susanne immer noch weg. Seufzend machte Hannah sich einen Kaffee, dann an die Arbeit. Sechs Stunden später, es war längst dunkel, hatte die Freundin immer noch nichts von sich hören lassen. Hannah wurde immer wütender. Was passierte hier? Wenigstens ein Anruf, dass sie später käme, das war doch wohl nicht zu viel verlangt. Susanne konnte doch nicht noch immer auf diesem Berg herumklettern? Womöglich war ihr etwas passiert, war ja auch Wahnsinn, bei diesem Sturm da hoch. Kurz keimte Panik in ihr auf, dann ein anderes Gefühl. Wenn diese Vera dahinter steckte? War das möglich?

Sie stellte sich vor, wie die Hände der anderen über Susannes warmen Körper glitten, und diese Vorstellung raubte ihr den Atem. Sie durcheilte das Zimmer von links nach rechts, von hier nach da, ruhelos, wie ein Raubtier im Käfig, als vergewissere ihr allein das Gehen dass alles in Ordnung sei. ‚Alles in Ordnung, bestimmt.‘ Sie konnte nichts tun; Susanne hatte kein Handy bei sich, weigerte sich standhaft. Wo diese Vera residierte, wusste sie nicht. Hannah registrierte gar nicht, dass sie längst nicht mehr arbeitete, sondern ruhelos im Zimmer auf und ab ging, sich setzte, wieder aufstand, sinnlos Dinge hin und her räumte. Die Atmosphäre um sie verdichtete sich; die Wände schienen auf sie zuzukommen; alles schwankte unter ihrem rasenden Herzschlag.

Sie hatte sich noch nie so gefühlt; warum tat Susanne ihr das an? Und warum konnte sie nicht aushalten, wie die Geliebte war? Warum konnte sie sie nicht einfach lieben? Sie wollte plötzlich nur noch weg, nach Hause.

Vor dem Spiegel kam ihr der Gedanke, dass es an den Vorstellungen lag, die man mit sich trug. Es hatte schon immer zwei Arten von Bildern gegeben, solche, die wie ein Spiegel oder eine Wandmalerei die Illusion erzeugen sollten, kein Bild, sondern wirklich zu sein - und solche, die man rahmte, also mit dem Ausrufezeichen versah: ‚Achtung (bloß ein) Bild!‘ Solche Bilder beanspruchten nicht Wirklichkeit, sondern Bedeutung. Hannah glaubte nun, dass die inneren Vorstellungen demselben Muster folgten; gefährlich waren weniger die bewussten Erinnerungen und Überzeugungen, sondern die schlichten Bilder von sich und anderen, die man für wirklich nahm. War Susanne die, für die sie sie hielt? Wo fing der Selbstbetrug an, wo hörte er auf?

Dann kam die Angst; dieses Zimmer schien sie auszuspucken; der kalte Schweiß stand ihr auf der Stirn, und sie hatte das drängende Gefühl, augenblicklich wahnsinnig zu werden, wenn nicht sofort etwas geschähe, was Linderung brachte. Aber was? Schwindelnd stürzte sie unter die Dusche und erbrach. Dann kauerte sie sich in die Wanne wie ein verstörtes Kind und ließ kaltes Wasser über sich laufen. Sie weinte hemmungslos. Nach einer Ewigkeit drehte sie den Hahn zu und ging nach nebenan. Sie fühlte plötzlich gar nichts mehr; mit zitternden Fingern wählte sie Elenas Nummer: „Könnte ich kurz vorbeikommen?“

„Klar. Ich freue mich.“ Das klang überhaupt nicht überrascht.

„Du siehst aus, als könntest du einen Drink vertragen.“ Sie hielt ihn schon in der Hand. Wieder diese Überlegenheit in ihrem Blick.

Hannah stammelte irgendwelches Zeug, wie es ihr gerade ging. Die andere lächelte bloß spöttisch dazu. Später geschah alles einfach so, die nackte Glühbirne warf weißes, hässliches Licht in das spartanisch eingerichtete Zimmer irgendwo in Elenas Vororthäuschen, eine eigenartige Kammer unbestimmten Zwecks, die entschieden einer Gefängniszelle glich. Der Raum war klein, vielleicht drei Meter im Quadrat, die Decke niedrig.

Überall lugte der Putz unter der Tapete hervor, mit Kritzeleien wie von Pusteln verunstaltet, meist Zitate. Da waren noch viele, viele mehr, nach denen sie vorher gefragt und deren Namen sie wieder vergessen hatte. Nirgendwo befand sich ein Bild oder Raumschmuck, was dem Ganzen den Charme einer Betkammer in einem Kloster gab.

Der Boden unter der Pritsche, auf der sie lag, bestand aus Beton, dessen Blöße nichts verhüllte außer den eben in der Hast der Begierde ausgezogenen und nun wahllos dort verteilten Kleidungsstücken. Ansonsten war der Raum völlig leer - bis auf die Holzpritsche, die nicht so unbequem war, wie sie aussah, den uralten Schreibtisch und ein überquellendes Bücherregal. Der neue Computer auf dem Schreibtisch zerstörte die Betkammer-Atmosphäre auf fast schon zu perfekte Weise.

Sie stöhnte auf, als Elena nach einer erregenden Ewigkeit, erfüllt von Liebkosungen ihres ganzen Körpers, endlich, wenigstens mit dem Finger, tief und fest in sie eindrang; gefesselt, wie sie war, konnte sie sich ganz dem hingeben, was die fast Fremde tat.

Sie schlug sie. Sie küsste sie. Hannah lieferte sich aus. Alles war anders, als sie es kannte. Elena erledigte ihren Part routiniert und fast komplett angezogen, nur ihre Krawatte hatte sie abgelegt.

Schließlich drehte sie Hannah auf die Seite, nur soweit, dass die Fesselung ihrer Hände den Körper nicht zu sehr straffte, und legte sich hinter Hannah. Das kalte Metall von Elenas Gürtelschnalle erregte sie. Sie ließ alles geschehen, gab sich vollends hin, und es gefiel ihr.

Irgendwann war es vorüber. Elena löste wortlos ihre Fesseln. Langsam ebbte das Gefühl zwischen ihren Schenkeln ab. Hannah versank in eine wohlige Schwere. Elena hatte sich an ihren Schreibtisch gesetzt und sortierte einige Blätter. Mit einem Mal drehte sie sich um und musterte sie spöttisch.

„Es ist besser, du gehst jetzt. Vielleicht ist deine Freundin inzwischen zurück.“ Und, als Hannah sich nicht sofort rührte: „Wir sollten uns nicht wieder sehen.“

Ohne sich Gedanken machen zu können, was das nun sollte, zog Hannah sich an. Die ganze Situation war merkwürdig genug, doch ahnte sie, das gehörte dazu. Um den peinlichen Rauswurf komplett zu machen, hatte Elena es irgendwie vermocht, die Tür laut ins Schloss krachen zu lassen, ehe Hannah auch nur den Rock unter all dem Zeug in ihrem Arm gefunden hatte. Mit einer ziemlich durchsichtigen Unterhose bekleidet, stand sie vor verschlossener Tür in dem ganz fremden Haus, der überraschenden Kälte ausgesetzt; alle Fenster standen offen. Etwas in ihr dachte voller Verachtung: „Du hast deine große Liebe betrogen, verdienst es nicht besser.“ Noch immer war sie barfuß, der Boden im Treppenhaus eiskalt.

Endlich machte sie sich auf den Weg zum nächsten Taxistand; mit einem Mal spürte sie auch wieder, wie betrunken sie war. Egal, beschloss etwas in ihr.

Im Taxi dachte sie an Susanne. Ob sie endlich zurück war?

Ihr schlechtes Gewissen war verflogen. Wer wusste, was Susanne gemacht hatte? Hannah hatte ihr nie etwas versprochen. Was eben geschehen war, das war nur der Abschluss eines sonderbaren Tages, den sie unter keinen Umständen noch einmal erleben wollte. Ein unwirkliches Erlebnis, ohne Bedeutung für ihre Liebe. So hoffte sie wenigstens.

Im Hotel rannte sie fast schon die Treppe hoch. Mit klopfendem Herzen riss sie die Zimmertür auf: Und, tatsächlich, Susanne lag im Bett. Als sie der Schlafenden unendlich erleichtert durchs Haar fuhr, wachte die auf: „Wo warst du denn so lange?“ Hab’ mir schon Sorgen gemacht ...“, murmelte sie.

„Aus“, sagte Hannah und lächelte.

Susanne richtete sich auf, Hannah verkrampfte. Aber statt jetzt eine Diskussion anzufangen, streckte die wunderbarste Frau der Welt ihr die Hand entgegen: „Schön, dass du wieder da bist. Es tut mir leid, dass ich mich so lange nicht gemeldet habe, ich war so erschöpft von der Tour, dass ich bei Vera, gleich nachdem ich ankam, eingeschlafen sein muss. Dabei wollte ich dich doch anrufen. Dachte eigentlich, wir könnten zu dritt essen gehen.“

„Ach so“, sagte Hannah und küsste Susanne.

Susanne fragte nicht, wo sie gewesen war. Sie fragte auch am nächsten Morgen nicht. Sie fragte ja nie.

ZUGRIFFSVERHALTEN

Malte

Malte erwachte mit Halsschmerzen und starkem Schnupfen. Wie ein Schatten folgte ihm das Gefühl des vollständigen In-die-Irre-Gegangenseins. Er hatte es nicht eilig, zu seinem Gepäck ins *San Remo* zu kommen, überdies Walter versprochen, ihm bis gegen 15 Uhr sein Zimmer zu überlassen. Keine Ahnung, was der Kerl darin wollte. Irgendwas mit seiner Frau. Es war nicht wichtig.

Wenn er inzwischen zum Flughafen hinausfuhr und für morgen, spätestens übermorgen, einen Flug nach Amsterdam buchte, wäre das unerfreuliche Kapitel Athen bald Geschichte. Bis zum Umfallen zum Hanf zu beten, war das einzige, was ihn gerade lockte. Und es klappte, gleich für übermorgen bekam er einen Flug.

Er fuhr ein Stück mit dem Bus. In der Gegend des Bahnhofs, nicht weit vom *San Remo* stieg er aus. Der Tagwind hatte sich gelegt, die Gassen waren lang und trotz des Verkehrs gleichsam befriedet; an ihrem Ausgang schimmerten mehrgeschossige Häuser, neu wie frische Bruchstellen eines hellen Metalls hoben sie sich von der Straße ab: Etwas wie Natrium, das einen überraschte durch seine Leichtigkeit. Überhaupt ging allem hier die rechte Schwere ab.

In den breiten, fortlaufenden Straßen Richtung Innenstadt herrschte ein immenser Verkehr. Auf den Gehwegen eilten die Leute vor zahllosen Graffitis mit überwiegend politischen Parolen durcheinander, das offizielle Athen hatte dagegen an allen möglichen und unmöglichen Stellen riesige Olympia-2004-Plakate kleben lassen. Überall war beträchtlicher Lärm: das Gedröhne beschleunigender Wagen, alter, neuer, quietschende Bremsen, Hupen, Gesprächsfetzen, Gelächter, spitze Schreie, albernes Kichern, verärgerte Ausrufe und monotones Geplapper aus zahllosen Kehlen. Insgesamt ergab das ein faszinierendes Durcheinander, nicht unähnlich dem Gesumme in einem Bienenstock.

Endlich zurück im Foyer des *San Remo*, stand er lange unschlüssig vor dem Münztelefon. Mehr und mehr wuchs in ihm das Bedürfnis, die Mutter anzurufen. Doch ging er weiter. Was hätte er sagen sollen? Langsam stapfte er

die Treppe hoch. Es war inzwischen kurz vor 15 Uhr. Walter musste das Gespräch mit seiner Frau über die Bühne gebracht haben - wenn es das war, was er in Maltes Zimmer gewollt hatte: sie überraschen.

Kurz klopfte er an Dreschers Tür. Niemand antwortete. Da wollte er eintreten, doch es war abgeschlossen. Verwundert machte er kehrt und ging um die Ecke, dem eigenen Zimmer entgegen. Schon im Gang hörte er Geräusche. Es klang, als liefe ein Fernsehapparat.

Ein Paar schrie durcheinander, dazwischen klangen Schläge. Dinge wurden umgeworfen ... Es brauchte lange, bis Malte erkannte, da war kein Fernseher. Die Geräusche drangen aus seinem Zimmer.

Er hörte Walters sich überschlagende Stimme: „Besorgt Sie’s dir auch richtig, die verdammte Lesbe ...?“

Die Frau schrie etwas als Antwort, was er nicht verstand. Er betrat das Zimmer. Walter kniete mit zerrissenem Hemd auf einer am Boden liegenden Frau, die um sich schlug. Ihr Rock war hochgezogen. Er hatte die Hände um ihren Hals gelegt und würgte sie. Alles, was im Zimmer kaputt zu machen war, hatten die beiden zerstört, selbst den Spiegel. Überall lagen Scherben. War da nicht sogar Blut auf dem Boden?

„Hey, lass das ...“ Malte stürzte auf Drescher zu und wollte ihn wegreißen. Der war ganz außer sich, schrie bloß: „Kümmere dich um deinen eigenen Dreck ...“

Wie angeschmiedet hockte er auf der Frau, ein wilder Racheengel, entrückt in seiner Raserei. Sie hatte den Mund zum Ansatz eines Lächeln verzogen, irritierend, stolz. Ihr Peiniger gab keuchende, tierische Laute von sich, zudem schwitzte er in seiner mörderischen Wut.

Maltes Herz klopfte bis zum Hals. Blieb ihm anderes übrig, als mit einem Schritt Anlauf eine wuchtige Gerade gegen das Kinn des Besinnungslosen zu setzen? Das beendete den schlechten Film: Walter stürzte schwer nach hinten, prallte gegen den Bettpfosten und rührte sich nicht mehr. Niemand brauchte bis zehn zu zählen.

Langsam rappelte sich die Frau auf. Ihre Lippe blutete nicht, das war nur der verschmierte Lippenstift. Die Bluse war gar nicht zerfetzt, bloß der oberste Knopf war abgerissen. Ihre linke Brustwarze lugte eigenwillig aus dem BH, als wolle sie sich einen Überblick über das Ausmaß der Katastrophe verschaffen; Malte senkte peinlich berührt den Blick. Kurz: die Frau war erstaunlich unversehrt, etwas jünger als Maltes Mutter, und sah für ihr Alter ganz passabel aus.

„Das wäre jetzt nicht nötig gewesen ...“ Sie wies auf den Ohnmächtigen. „Hoffentlich hat sich mein Mann nichts getan!“

Malte runzelte die Stirn. Immerhin hatte er ihr eben das Leben gerettet; ein wenig Dankbarkeit hätte er schon erwartet.

„Er hätte Sie umgebracht ...“, brachte er hervor.

Sie lachte kehlig. „Junge, das war nur ... Spaß. Wir haben es oft so gemacht. Schau, er hat nur so getan.“ Sie wies auf ihren Hals, und da war nicht der Schatten eines Würgemals, bloß ein alberner Knutschfleck.

Sie richtete ihre Bluse, zog ihre Schuhe an. „Nichts für ungut, du konntest das ja nicht wissen, Junge.“

In der Tür wandte sie sich um: „Richte ihm aus, er soll heimfahren. Der denkt, ich komm’ zu ihm zurück: Das soll er sich aus dem Kopf schlagen.“

Sie schien selbst keine Erklärung für das eben Geschehene zu haben.

Damit war sie weg. Malte blieb zurück in dem Trümmerhaufen, nicht einmal den Stuhl hatten sie ganz gelassen. Zunächst musste er sich um den Ohnmächtigen kümmern. Er holte kaltes Wasser und schüttete es Walter so lange ins Gesicht, bis der andere blinzelte und leise stöhnte. Unter den Haaren blutete er ein bisschen - ein Andenken vom Bettpfosten -, an der Hand ebenso, wahrscheinlich von einer der Scherben ... Malte hoffte inständig, dass er dem Idioten nicht auch noch den Kiefer gebrochen hatte. Er wollte nur noch weg von hier.

Der Nachmittag verging zäh, und die Aussicht, einen weiteren Tag in diesem verwüsteten Hotelzimmer abzusetzen, stimmte ihn nicht gerade froh. Immerhin hatte ihm Walter 1.000 Euro für den Schaden gegeben, der Rest war wohl für ihn. Malte duschte lange und räumte auf, so gut es ging.

Er hatte beschlossen, heute Abend auszugehen: Irgendwo in der Gegend war sicher ein gutes griechisches Restaurant, dort könnte er essen und ein, zwei Gläschen Rotwein trinken, schließlich den Abend in einer Kneipe beenden.

Gerade wollte er los, als es an der Tür klopfte. Malte erschrak: „Ja?“

„Dürfen wir dich kurz stören?“

Er öffnete.

In der Tür stand die Frau vom Nachmittag, sie war unauffällig gekleidet, wenigstens schien nichts mehr zerrissen. Dafür befand sie sich in heller Aufregung. Fahrig strich sie sich eine Locke zur Seite, die sogleich erneut ihr Gesicht verdunkelte, worauf sie die Geste wiederholte. Ihr Auge zuckte.

Hinter ihr drängte eine kurzhaarige Person mit strengem Gesichtsausdruck, viel Silberschmuck und einer cremefarbenen Lederjacke über der Jeans ins Zimmer; sie mochte etwas jünger sein als ihre Begleiterin und wirkte ungleich dominanter.

„Wo ist er?“, fragte sie.

Malte ahnte, um wen es ging, stellte sich dumm: „Wer?“

„Junge, ich weiß nicht, wie er dich dazu gebracht hat, aber die Sauerei heute Nachmittag fand in deinem Zimmer statt. Du bist ein Freund dieses Schweins. Wo ist er?“

„Sie meinen den Herrn Drescher. Nun, er wird entweder in seinem Zimmer sein oder ...“

„Halt' uns nicht zum Narren! Er sei heute Nachmittag abgereist, sagt der Alte unten am Empfang. Und du wirst uns sagen, wohin.“

Das war der Tonfall der Inquisition, Malte hatte langsam keine Lust mehr auf all diese merkwürdigen Menschen, doch ihn fragte ja keiner: Die beiden setzten sie sich nebeneinander aufs Bett, beinahe synchron das linke Bein überschlagend.

Widerwillig antwortete er: „Es erstaunt mich, dass er abgereist ist, ohne mir etwas zu sagen; erst heute Nachmittag hatten wir ein kurzes Gespräch, wegen des Schadens hier.“

Er blickte auf, sah Frau Drescher in die Augen. Sie sah zur Tür. Weshalb waren sie mit einem Mal hinter Walter her und nicht mehr umgekehrt?

„Sagen Sie mir doch einfach, was Sie wollen, vielleicht meldet er sich bei mir.“

Da begann sie zu weinen. Ihre Gefährtin fuhr ihr tröstend durchs Haar. „Er hat uns beraubt. Ihr ganzes Geld ist weg ...“

Malte war irritiert: „Ach?“

Was war das nun wieder für eine Räuberpistole?

Unter Schluchzen klärte Frau Drescher ihn auf. Bei der nachmittäglichen Ringeinlage hatte Walter ihr anscheinend einen Schließfachschlüssel abgenommen, und zwar so geschickt, dass sie davon erst später etwas bemerkte. Ihr Gatte wusste, wo sie so was aufbewahrte: ein schlichtes Kettchen um den Hals.

Eine Geldgeschichte also: In dem Schließfach waren 200.000 Euro gewesen, die sie noch in Deutschland vom gemeinsamen Ehekonto abgehoben hatte: weil selbst ihren Anwälten unsicher schien, ob sie das Geld würde behalten können – der Scheidungsprozess lief. Walters Noch-Ehefrau wollte die gemeinsamen Ersparnisse seinem eventuellen späteren Zugriff entziehen, er sollte dafür die Wohnung haben. Deshalb hatte sie es für eine kluge Idee gehalten, das gesamte Vermögen während ihrer Reise mehr oder weniger bei sich zu haben.

Malte schüttelte den Kopf. Sehr gut erinnerte er sich an Walters Lamento ihren Leichtsinns betreffend, neulich in der Hotelbar.

„Aber woher wusste er denn, wo dieses Schließfach ist, es gibt doch Banken wie Sand am Meer?“, fragte er.

„Er muss uns schon seit Tagen beobachtet haben.“

Alles war wie in einer schlechten deutschen Fernsehkomödie. Amüsant, in was für Geschichten man hineingeraten konnte! Vor allem aber war er hungrig. Da kam ihm ein interessanter Gedanke: Auch er hatte Probleme, die 200.000 wären immerhin ein Start.

Mit einem Mal interessierter, fragte er nach: „Ihr Geld? Das ist schlecht.“

Die Kurzhaarige antwortete: „Schlecht - das ist eine Katastrophe! Sie hat fast nichts mehr ... Wie soll sie das Hotel bezahlen? Und den Rückflug?“

„Wir wollten doch reisen ...“, ergänzte Walters Frau.

„Außerdem hat sie unterschrieben, keine weiteren Forderungen an ihn zu stellen. Sie kann ihm doch nie nachweisen, dass er es war, der den Schlüssel genommen hat - wenn wir das Schwein nicht rechtzeitig finden ...“

All das klang nach Ärger; Malte sagte vorsichtig: „Tut mir leid für Sie: Sollte Walter sich melden, werde ich Ihnen eine Nachricht zukommen lassen. Bin allerdings nur noch bis Mittwoch in Griechenland.“

Das sollte definitiv klingen, die beiden jedoch machten keinerlei Anstalten zu gehen. Frau Drescher hatte den Kopf auf den Schoß ihrer Freundin gelegt, die der noch immer leise Weinenden sanft durchs Haar fuhr. Malte wollte etwas sagen: „Trösten Sie sich, Sie haben einander, er hat nur das Geld ...“

Die Bemerkung trug ihm einen bösen Blick ein. Stumm lehnte am Tisch; er schwitzte in seinem warmen Mantel.

Allein Frau Dreschers vereinzelte Schluchzer erfüllten das Zimmer; Malte spürte schmerzhaft das eigene Gewicht und dachte an Despi, wie schön alles hätte werden können. Rasch verdrängte er den Gedanken wieder.

„Bitte finden Sie ihn ...“

Die Begleiterin fiel ein: „Wir würden uns das was kosten lassen, wären 5.000 in Ordnung?“

Malte schwankte, sagte schließlich: „Die Spaltung verläuft, glaube ich, zwischen den Sätzen *Alles macht weiter* und *Alles geht weiter*. ‘Alles macht weiter’ ist der Tod, ‘alles geht weiter’ die Schönheit.“ Beide starrten ihn entgeistert an; Malte hatte nie zwei einfache Sätze weniger verstanden als diese kurze Passage, die er deswegen auswendig konnte.

„Sagen Sie mir, was das bedeutet, und ich helfe Ihnen.“

Ohne nachzudenken erwiderte die Frau in der Lederjacke: „Die Menschheit - macht sie weiter wie bisher, bedeutet das unser aller Ende. Die Alternative dazu ist, alles geht weiter, die Liebe müsste siegen. Das wäre immerhin etwas ...“

Malte lachte bitter. Er wusste natürlich, er könnte Walter finden, wenn er wollte: Der hatte bestimmt auch keinen Flug vor übermorgen bekommen. Außerdem würde er - mit der verletzten Hand – die beiden Koffer unmöglich weit getragen haben: Von daher war sicher ein Taxifahrer im Spiel. Die Portiers hier riefen nie irgendein Taxi, sondern stets einen Verwandten, Bekannten oder Freund: Der wiederum ließe sich morgen mit etwas Geld auf die eine oder andere Art sicher ausfindig machen ...

„Du interessierst dich für französische Literatur?“ Die Kurzhaarige wies auf den Rimbaud-Band auf dem Nachttischchen. „Solltest besser Verlaine lesen ...“

Malte lachte wieder: „Oder Baudelaire?“ Ihr durchsichtiger Ablenkungsversuch machte ihm klar, dass es keinen dritten Weg gab: Hier einsteigen oder es sein lassen.

Natürlich wollte sie ihn bloß einwickeln. Die sanfte Tour stand ihr nicht besonders, immerhin musste er anerkennen, wie echt sie dabei blieb, sich nicht bemühte, ihre schroffe Art zu verbergen. Sie begannen, über Literatur zu sprechen, als hätte man sich zu diesem Zweck getroffen. Unentwegt kraulte sie unterdessen Frau Dreschers Nacken, als hockte eine Katze auf ihrem Schoß.

Malte vergaß allmählich, wie grotesk die Situation war, dachte an seine eigenen schriftstellerische Versuchen, zuletzt die Geschichte für Despi.

Es war wie in einem absurden Theaterstück. Im Wintermantel diskutierte er in einem verwüsteten Hotelzimmer mit einer Fremden über Literatur, indes Frau Drescher stumm auf dem Bett saß, als ginge sie all dies nicht das Mindeste an. Irgendwann sagte sie dann doch etwas, als ihre Freundin gerade vom Ende des Buches gesprochen hatte. Es klang sehr müde.

„... Nein Hannah, das Buch wird bleiben; es ist eine viel zu perfekte Erfindung: Es ist klein, billig, leicht, kann überallhin mitgenommen und nach Belieben an- und abgeschaltet werden; es funktioniert unter der Bettdecke mit einer Taschenlampe so gut wie auf einer Wiese, auf wie unter der Schulbank oder im Zug; das Kino im Kopf, das dadurch ausgelöst wird, ist ungeheuer raffiniert, seine Bildersprache ist besser auf uns zugeschnitten als alles, was sich ein Fremder ausgedacht haben könnte.“

„Stimmt“, gab Malte ihr Recht. „Es ist einfach eine zu gute Sache: Benutzen wir etwa kein Feuer mehr, weil wir die Atomenergie zu beherrschen glauben?“

Die Frau lächelte; sie hatten es geschafft, Malte in ein Gespräch zu verwickeln

„Junge, ich sag’ dir: Lass das mit dem Schreiben, lebe lieber. Ihr Jungdichter seid heute doch bestenfalls ein müder Abklatsch dessen, was seit der Moderne erfolgreich ist. Ihr habt längst nicht mehr die sprachliche Fertigkeit, euch fehlt die Auseinandersetzung mit der Sprache, die etwa ein junger Thomas Mann, Paul Celan oder Robert Musil auf ihren humanistischen Gymnasien noch hatten, und von der ich, eine Generation vor euch, wenigstens noch einen leisen Abklatsch mitbekommen habe. Aber heute ...“

Sie machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Ihr habt heute doch ganz andere Wissensberge in euch hineinzufressen, parallel dazu verfallen die Nationalsprachen ... Und von wegen Bilderflut: Vor allem gibt es immer mehr schlechte Texte. Kann man ja heute mit viel geringerem Aufwand produzieren - Spracherkennungssoftware, PC, Scanner usw. Aber diese Schreiberei, 700-seitige, unredigierte Tagebücher im Internet, später dann als Buch im Handel - das ist eher das Ende von etwas denn ein Anfang, ein letztes Aufbäumen überholter Formen.“

Das genügte. Malte war schon schwindelig vor Hunger. Nicht einmal die Moral, das Geld und das Fressen schlossen einander im vorliegenden Fall aus: Dieser Umstand gab letztlich den Ausschlag.

„Genug! Ich will schauen, ob ich Walter morgen finde, hab’ da eine Idee. Allerdings brauch’ ich etwas Geld. Vierhundert sind o.k.? - Jetzt muss ich aber wirklich los. Sie geben mir ihre Nummer und hören morgen, sagen wir gegen Mittag, von mir.“

Es war erstaunlich, wie schnell die beiden das Geld gezückt hatten. Frau Drescher nahm zum Abschied kurz seine beiden Händen in die ihren, rührend.

Einen Moment sah er auf die geschlossene Tür. Was tat er hier? So musste sich eine Figur in einem Stück von Beckett fühlen.

Egal: Die Entscheidung war gefallen, Malte hielt zu den Schwächeren, den Betrogenen – ahnte, dass er damit letzten Endes zu sich selbst hielt. Und, vielleicht lohnte sich der ganze Unsinn hier am Ende sogar noch.

BODY-TALKING

Hannah

Sie schliefen immer zum Licht der Nachttischlampe, beide mochten das ganz Dunkle nicht. Susanne legte ihr langes Nachthemd in Falten. Sie lag darin wie ein Totenkopffalter, die schwarzweißen Flügel leicht gespreizt. Hannah konnte nicht schlafen, hörte auf das unentwegte Geraschel der Geliebten, dämmernd; manchmal wusste sie nicht mehr zu sagen, ob es noch da war oder schon in ihr, Tinnitus: Sie ahnte, die Selbstverständlichkeit, mit der wir in unserem Körper zu Hause sind, eine Täuschung, schuldete sich bloß der Tatsache, dass das Bewusstsein nur eine sehr lückenhafte Herrschaft ausübte. Der körperlose Laut hingegen war immer und überall.

Susanne fing plötzlich an, im Schlaf zu zappeln. Die dünnen Beine zuckten, ihr Strampeln zerschnitt die im Zimmer stehende Luft. Hannah erhob sich seufzend, öffnete ein Fenster. Ihr schwindelt leicht, da ließ sie sich wieder ins Bett gleiten, versuchte, das ekelhafte Quietschgeräusch der Matratze zu vermeiden.

Sie beobachtete jetzt wieder die Schlafende, ihr stetes Zittern; es sah aus wie bei einem eingenickten Hund, der davon träumt, über eine Wiese zu rennen. Nur träumte Susanne offensichtlich nichts Schönes.

Schließlich schob sie beruhigend ihre Hand unter das Nachthemd der Zitternden, fuhr von den schlagenden, schlanken Fesseln hoch zwischen die warmen Schenkel. Es half nichts; manchmal hatte Susanne das, sprach davon als einem „Restless-leg-Syndrom“.

Sie war kaum noch ansprechbar gewesen am Abend, hatte wieder dieses schwere Beruhigungsmittel genommen und schweigend vor sich hingedämmert. Unerwartet ihres Lebenstraums beraubt, wusste sie nicht mehr weiter: wie ein kleines Kind, das in die Irre gegangen war.

Vorhin war Hannah einmal, ein einziges Mal, kurz eingnickt; und prompt war da wieder dieser scheußliche Traum gewesen, der sie verfolgte, diese albeme Prophezeiung.

Was Hannah viel stärker alarmierte, ihr den Schlaf raubte, war ihr abendlicher Streit: Die Spannung hat sich seit dem Diebstahl zusammengeballt, die Atmosphäre im Zimmer verdichtet sich zu einem ekelhaften Gefühl gegenseitigen Unverständnisses. Susanne stiert unentwegt vor sich hin, wie ein Junkie. Es ist gerade mal sieben. Hannah möchte nur noch raus aus dem Hotelzimmer, doch etwas hält sie, nagt in ihr, zerrißt sie beinahe: Sie möchte Antworten: Was ist wirklich in jenem Hotelzimmer passiert? Hat er sie tatsächlich vergewaltigt? Warum will sie ihn dann nicht anzeigen?

Susanne blockt alles ab. „Ich will nicht reden.“

Hannah geht wie ein Tier im Käfig auf und ab, ja, dieses Zimmer wird zur Zelle. Schließlich ihre Frage: „Du gehst doch nicht etwa zu ihm zurück?“ Susanne sieht mit leerem Blick auf, sagt tonlos: „Was bleibt mir denn?“

Ihr war darauf hin alles zu viel geworden, sie hatte die Freundin gepackt und geschüttelt. „Du mit deinen ständigen Anrufen bei deiner Mutter, hast den Kerl ja förmlich eingeladen, hier aufzutauchen ...“ Jetzt tat es ihr leid. Der Streit hatte natürlich nichts besser gemacht; Susanne redete nicht mehr mit ihr.

Sie wusste, sie wollte nicht mehr ohne die Freundin sein; gleichzeitig fühlte sie sich unendlich müde. Von Anfang an hatte sie gegen die dunkle, schwer fassbare Macht dieses Kerls über Susanne gekämpft, und obwohl sie immer gewonnen hatte, war sein langer Schatten doch nie besiegt. Es war zum Verzweifeln: Immer wieder tauchte er auf, wie aus dem nichts, um alles zu zerstören. Durch das Schwein lernte sie, was es hieß, zu hassen.

Hannah wischte der Schlafenden mit dem Zeigefinger einen Speichelfaden von der Wange, kurz schien sie wach, schaute aus leicht verdrehten Augen zur Decke, war dann aber sofort wieder weggetreten. Wie leicht war es, in diesen Blick eine Mischung aus Dankbarkeit und gedemütigten Stolz zu sehen. Wie leicht war es zu denken, sie seien einander nah.

Dabei konnte sie schon übermorgen zurück zu diesem Drecksack gehen; dies hier wäre ein Abschied, ihre Liebe etwas, das endete, ehe es recht begonnen hatte.

Hannah ging wieder zum Fenster, schloss es. Durch mütterliches Mahnen kaum gedämpftes Babygeschrei zog durch die Häuserschlucht. Hannah machte auch die Lamellen der Jalousie wieder zu.

„Wasser, bitte“, flüsterte Susanne.

Es schoss zuerst rot aus dem Hahn, wie das Blut in ihrem Traum; die Leitung war alt. Hannah hielt mit einer Hand ihren Kopf, während sie trank. Das Baby draußen schrie lauter. Mit der anderen fuhr sie unter Susannes Nachthemd, ließ sie auf ihrem Bauch liegen und spürte, wie dieser langsam zu einer kleinen harten Kugel anschwellt. An ihrem Unterarm fühlte sie ihren Schamhügel, erregend feucht von dem Schweiß, der sich zwischen den Schenkeln sammelte. Sie nahm ihr das Glas aus der Hand. Susanne versuchte müde nur, sie abzuschütteln, als sie Hannahs Erregung spürte. Sie war zu schwach.

Später tappten Susannes nackten Füße über den Steinfußboden. Die Klospülung ging. Es war noch immer nicht morgen. Sie setzte sich neben Hannah auf die Bettkante.

„Nimm mich mal in den Arm.“

Es tat gut, sie zu spüren. „Wenn wir das hier schaffen, das Geld wieder haben, reisen wir sofort ab; ich sag’ ab jetzt keinen Ton mehr, wo wir sind, o.k.“

Hannah strich ihr durchs verschwitzte Haar. „Es wird klappen.“

Es tat gut, ihren Herzschlag zu spüren.

Irgendwann sagte Susanne: „Lass uns tanzen gehen.“

Hannah lachte, schielte zum Wecker; „Halb drei, vielleicht hat hier tatsächlich noch was auf.“

„Bestimmt.“

Beide ließen sich hintentüberfallen.

„Was ziehst du an?“

„Das rote Kleid.“

Hannah nahm Susannes Hand, streichelte sie. „Tanzen. Das wäre schön. Vergessen.“

Am nächsten Tag, es war schon kurz vor Mittag, erwachte Hannah zuerst, sie hielt immer noch Susannes Hand, küsste sanft jeden einzelnen Finger. Dann ging sie ins Bad. Der Tag würde schwer werden.

Sie wusch sich; das schiere Alter, das sie in dem Gesicht im Spiegel fand, erschreckte sie. *„Nicht an den Puppen mit den blöden Zügen/die zarten Glieder spielerisch geziert/wie eine flache Zeit sie nur gebiert/lässt meine große Inbrunst sich genügen ...“*

Nicht einmal Baudelaires schöne Worte spendete ihr heute Trost, angesichts eines Lebens, dessen Geheimnis darin zu bestehen schien, immer zu wenig zu sein, und dabei doch allzu rasch zu verfliegen.

Mit dem kalten Wasser im Gesicht kehrte langsam ihre Entschlossenheit zurück: Susanne, ihre neue Liebe, war ein zu großes, zu unverhofftes Glück - so spät im Leben. Niemand durfte es ihr rauben!

Da piepte, ihr Handy; sie hatte es fast vergessen, die letzten Tage in all dem Chaos nicht mehr gearbeitet: eine SMS, unbekannter Absender. „Hey, super!“, entfuhr es ihr. „Dieser Junge braucht die Belohnung wohl dringend. Er schreibt jedenfalls, er habe Walter gefunden. Um 12 will er uns mit dem Taxi abholen.“

Sie war erleichtert: Gemeinsam würden sie ihm das Geld schon wieder abnehmen, wenigstens den größten Teil: Sie würden nachher zu dritt sein - und das Schwein sich bestimmt verplappern und zugeben, dass er die 200.000 genommen hatte: Das reichte, notfalls eben irgendwann vor Gericht. An dieser Reise lag ihr ohnehin nicht mehr viel. Susanne schwieg, hatte sie nicht gehört?

HEAD CRASH

Malte

Walters Augen funkelten hasserfüllt: „Kameradenschwein!“ Malte senkte den Blick. Wusste der Kerl nicht, dass beim Geld die Freundschaft aufhörte, selbst wenn sie befreundet gewesen wären, was sie ja nicht waren, wie hätte das denn gehen sollen? Es war überdies nicht schwierig gewesen, den Aufenthaltsort dieses Trinkers ausfindig zu machen. Schritt eins: Der Portier aus dem *San Remo* verwies ihn - erstaunt, dass „der junge Freund“ nichts vom Verbleib des Älteren wusste - an seinen Schwager: der unvermeidliche Taxifahrer, der tags zuvor mit dem Transport von Walters Gepäck beauftragt worden war. Schritt zwei: Malte orderte dessen Wagen und ließ sich zu den beiden Frauen ins *Akropolis House* bringen - nicht ohne auf der Fahrt erfahren zu haben, dass der freundliche Mann am Vortag Walters Gepäck in ein Hotel namens *Dioskouros* gebracht hatte.

Die Fahrt geriet zum Triumphzug, Verdi lief von CD: Über Nacht ist es schneidend kalt geworden, gelegentlich setzt leichter Schneefall ein. Der Verkehr kommt fast gänzlich zum Erliegen. Auf einem größeren Platz stehen sich vier verloren wirkende japanische Touristen die Beine in den Leib, neben einem geschlossenen Eiscafé vor dem Museum, das wohl gerade Mittagspause hat. Offensichtlich frierend, drehen sie an den Karussellständern mit Postkarten langsame Pirouetten, Schneewalzer in Athen. Auf der Freitreppe der anliegenden Kirche, *Agia Irini*, wie der Fahrer ihn belehrt, wird gerade ein Hochzeitsfoto arrangiert. Auf ein Zeichen eines der Fotografen schleudern hübsche Mädchen Blumensträuße in die Luft, andere werfen Reis, während die höchstens zwanzigjährige Braut - drall und ganz in Weiß - und der hoch gewachsene Bräutigam einander innig umarmen; sie dabei auf Zehenspitzen, er leicht vornüber geneigt.

Gut zwanzig Fotoapparate hängen an den Lippen der sich im Schneetreiben Küssenden, schnappen gierig nach dem Moment des einander Findens; jahrelang wird dieses Foto nun hinter Glas von irgendwelchen Schrankwänden oder polierten Anrichten hinter zahlreichem Nippes verstauben oder von weißen Wänden herab auf den ehelichen Alltag strahlen.

Von einem weißen Nissan im Blumenkorso ertönt ermunterndes Hupen, ein Mercedes fällt, etwas tiefer, ein. Dann, der Höhepunkt: Die Braut springt ihrem frisch angetrauten Ehemann mit gegrätschten Beinen in die Hüfte, hält sich an seinem Nacken fest und lacht. In Gestalt von schier endlosem Blitzen der Fotoapparate folgt der verdiente Applaus.

Endlich am *Akropolis House*, erblickt Malte die beiden Deutschen und winkt sie heran. Frau Drescher wirkt nervöser noch als am Vortag, ihre Freundin finster und entschlossen. Wortlos steigen sie in den beigefarbenen Mercedes 300 D, und los geht es, Richtung *Dioskouros*, in eine Straße, die ‘pitouki’ heißt. Der Fahrer radebrecht in seinem kruden Mischmasch aus Griechisch, Englisch und Deutsch weiter - diverse überwiegend heitere Geschichten über Athen und den Schnee. Wie angespannt die beiden Frauen sind! Malte lacht als einziger wie es sich gehört, bezahlt schließlich das Taxi.

Ihm ist nicht erst im Aufzug klar geworden, was für eine unangenehme Überraschung dieser Besuch für Walter sein muss.

Aber wie der jetzt den Mund gar nicht mehr zubekam, in seiner lächerlichen, viel zu weiten Unterhose, die mehr ent- als verhüllte - da wurde die ganze Angelegenheit Malte doch peinlich.

„Kameradenschwein“, wiederholte Walter noch einmal. Und an die beiden Frauen gewandt: „Los, und jetzt verpiss euch!“, mit diesen Worten wollte er die Tür zudrücken. Was für ein läppisches Unterfangen gegen drei!

Malte hasste Streit und suchte zu vermitteln, wo er konnte. So sah er seine momentane Mission: Alle Beteiligten sollten sich erst einmal in Ruhe aussprechen, dann würde man im Einvernehmen das Geld teilen und klären, bei wem die Frau blieb. Das konnte doch alles nicht so schwer sein!

‘Und morgen sitze ich im Flieger, ja, all dieser Ärger wird hinter mir liegen...’

Dreschers Frau vermied den Blick ihres Mannes, ja, sie zitterte - Malte beobachtete fasziniert ihre Hand, die ein Eigenleben zu führen schien. Warum nur war sie derart aufgeregt? Ihre Freundin hingegen war ganz ruhig; sie trug ein langes Kleid, heute in Lindgrün. Auch hatte sie ihre Handschuhe aus zartem, hellbraunem Wildleder angelassen und ein womöglich allzu damenhaftes Täschchen umhängen, das so gar nicht zu ihr passte. Aggressiv positionierte sie sich vor Malte und Frau Drescher. „Wo ist das Geld?“

Das war eine Frau, die zur Sache kam, dachte Malte. Als ihn Walters Blick abgrundtiefer Verachtung traf, war er unangenehm berührt. Endlich zog der Kerl wenigstens die Anzugshose an.

Seine Frau wiederholte mit belegter Stimme. Wiede stand die Frage im Raum, die Walter ignoriert hatte: „Wo ist mein Geld?“ Mit dem Schatten eines Grinsens um die Lippen gab Drescher zurück: „Welches Geld?“

Die Frau in Grün verzog höhnisch das Gesicht: „Sparen Sie sich ihre Tricks. Wir wissen, dass Sie es haben. Ist es da drin?“ Sie begann, im Zimmer umherzugehen und im größeren Koffer zu wühlen, wahllos schleuderte sie Kleidungsstücke, Bücher und Kassetten zu Boden.

„Was haben wir denn da?“ Sie griff in eine Ledertasche, plötzlich hatte sie eine Armeepistole in ihrer Hand, ein schwarzes, glänzendes Ding mit schmalem Lauf. Malte schluckte.

„Leg’ das weg, verdammte Lesbe! Das ist kein Spielzeug.“

Walter wollte sich, rot vor Wut, auf sie stürzen. Malte ging dazwischen.

„Hannah!“, schrie Frau Drescher.

Malte hatte genug gesehen: „Hört endlich auf! Wie wär’s, wir setzen uns und sprechen über alles ...“

Für einen kurzen Moment lag eine wunderbare Stille über dem Zimmer. Da sagte Frau Drescher: „Hannah, in dem kleinen Koffer, das schwarze Lederetui. Darin bewahrt er immer die wichtigen Sachen, schau doch mal dort nach!“

Dreschers Stimme überschlug sich: „Zum letzten Mal: Bleiben sie von meinem Eigentum weg, oder ich vergesse mich ...“

Malte hielt ihn fest und schüttelte missbilligend den Kopf; die Frau quittierte Walters Ausbruch mit spöttischem Lächeln, die Pistole noch immer in der Hand. Sie fand das Geld.

„Da ist es also. Nochmals danke, Walter.“ Wie sie diesen Namen ausspukete! Eine innere Stimme drängte Malte, jetzt zu gehen: An das Geld zu kommen war schwieriger als erwartet, alles lief hier aus dem Ruder. Doch er stand in der falschen Ecke des Zimmers.

Malte sah, wie Frau Drescher sich, einem furchtsamen Kind beim Gewitter gleich, an die Wand drückte. Sie war ganz bleich im Gesicht. Das beunruhigte ihn.

„Du hältst den Mund ...“, sagte ihre Freundin leise und richtete die Waffe auf Walter. War sie verrückt geworden? Sie entsicherte das Ding fachmännisch. Der Bedrohte schien erst jetzt zu erkennen, in was für einer Situation er sich befand. Beschwichtigend hob er die Arme: „Hey, nicht! Wir können ja über alles reden ...“

„Da gibt es nichts zu reden.“

Malte sprang dazwischen. „Geben Sie mir die Waffe.“ Langsam ging er auf die Frau zu, die offensichtlich nicht mehr weiter wusste. Dreschers Frau sagte:

„Los Hannah, gib sie ihm. Was soll denn das?“

Malte stand jetzt direkt vor ihr, sie senkte den Arm; als käme sie wieder zu sich. Da kam der Vollidiot aus Maltes Rücken angestürzt und griff nach der Waffe, ein Schuss löste sich, zerschlug ein Fenster. Frau Drescher kreischte. Malte griff jetzt ebenfalls zu. Zu dritt rangen sie um das schwarze Ding, ganz und gar lächerlich: Malte war der Kräftigste, aber seine Position zwischen den beiden, einfach zu schlecht: Er versuchte verzweifelt, sich mit den Ellbogen Platz zu schaffen, ohne die Waffe loszulassen, die sowohl Drescher als auch diese keuchende Irre immer noch umklammerten.

„Jetzt ist aber mal gut!“

Das waren seine letzten Worte. Ein zweiter Knall folgte, ganz dicht an seinem Körper, dann ein dritter. Es traf ihn zweimal in den Bauch: Der plötzliche Schmerz zerriss ihn. Überall war sein Blut; es spritzte förmlich aus seinem Unterleib. Malte sah noch, wie die Frau erschreckt die Waffe fallen ließ; unter Qualen sank er nieder. Etwas röchelte auf abstoßende Weise. Konnte das er selbst sein? Dann wurde es Nacht.

ESCAPE CODE

Susanne

Zusammengesunken saß sie am Tisch, fast allein in dem riesigen Speisewagen. Hartnäckig stieg der Rauch einer schlecht ausgedrückten Kippe aus dem übervollen Aschenbecher zur Decke, wo das Dach des Wagons unklar im wabernden Dunst verschwamm. Wer hier saß, der rauchte nicht nur eine Zigarette. Draußen huschten die ersten Vorboten der Nacht über die bergige Steppe Makedoniens. Die Grenze zu passieren war kein Problem gewesen, all ihre Angst überflüssig gewesen.

Schwere, langsame Musik durchströmte sie, eine Melodie, die sie nicht mehr loswurde heute. Gleich einem Embryo, von warmer Weichheit umhüllt, badete sie in Erinnerungen. Wie von außen sah sie sich da hocken, die Hand um das Glas schweren Weins auf dem Resopaltischchen gekrallt, die Hand, die gerade so gerne die der Geliebten gespürt hätte und niemals mehr spüren würde. Matt starrte sie auf den aufsteigenden Rauch.

Walter und Hannah hatten ihre Aussage gemacht, wie abgesprochen: Der Junge habe sie überfallen und berauben wollen. Im Gerangel müsse sich ein Schuss gelöst haben. Walter bekam die Hälfte des Geldes.

Immer dieselbe Traurigkeit, dieselbe Ohnmacht angesichts dieser Worte. „Mach’ dich frisch, Liebste, das müssen wir feiern.“ Das sagte die Frau, die sie angeblich liebte, die soeben ein derartig unwürdiges Geschacher um sie veranstaltet hatte. Die schuld am Tod dieses Jungen war. Die Trennung: Da war kein Streit gewesen, nicht mal ein Abschied. Sie waren, Stunden später, vom Kommissariat ins Hotelzimmer zurückgefahren, sie zitternd, noch immer wie betäubt und mit notdürftig verwischtem Erbrochenen auf der Bluse. Hannahs gute Laune hatte sie angewidert. Berauscht von der eigenen Abgebrühtheit, war die losgezogen, einen Imbiss zu besorgen – und eine Flasche Champagner.

All das war so sinnlos ... Die Schüsse hatten alles zerstört.

Der Moment der Trennung – kein schwergründiger Augenblick, keine großen Worte: nur ein kurzes Innehalten, dann die Abfolge alltäglicher Verrichtungen.

Endlich ist sie alleine; hört, wie die Schritte der Freundin im Flur verhallen, starrt minutenlang auf die kahle Wand und weiß, was zu tun ist. Aber sie kann sich nicht rühren. Schließlich der Moment der Entscheidung, er währt nur eine Sekunde: Sie steht auf von jenem Bett, das sie frei lässt wie ein Elektromagnet einen Haufen Eisenspäne, wenn man den Stecker zieht.

Sie packt in zwei Minuten das Allernötigste, nimmt ihr Geld, ihre Jacke und geht. Sie schreibt keinen Brief, nicht mal einen kurzen Zettel; sie bedankt sich nicht für die schöne Zeit, sie erhebt auch keine Vorwürfe. Wie immer im Leben lässt sie sich die Rechnung geben und bezahlt, ohne mit der Wimper zu zucken, was man ihr doppelt unterstrichen hinhält. Dann bestellt sie ein Taxi zum Flughafen. Keine zehn Minuten nach Hannah tritt sie zum Eingang des ‘Akropolis House’ hinaus.

Ihr Taxi sieht sie noch kommen, geht dann aber zu Fuß in die andere Richtung: Sie will keine dramatische Szene, ritzt sich ja auch die Pulsadern nicht quer auf wie ein Teenager, der doch gefunden werden will. Sie will nur weg von dieser Frau, die sie plötzlich anwidert. Zum ersten Mal in ihrem Leben ist sie ganz allein, und dieses Wissen gibt ihr merkwürdigerweise Kraft. Sie weint nicht.

Inzwischen war Nacht, sie außer Landes und auch dieses Glas geleert. Sie versuchte ein wenig zu schlafen. Es blieb beim Versuch. Das schmerzhaft Getrenntsein hatte sich mächtig aufgeblasen, sich wie eine riesige, kalte Seifenblase in ihrem Bauch fest gesetzt – sie ging schwanger mit Trennung und würde Einsamkeit gebären, dachte sie. Die Überladenheit des Bildes störte sie nicht im Geringsten.

Nun, da alles so gekommen war - kein äußerer Vorgang, kein abrupter Schnitt, bloß ein nagender Schmerz in ihrem Inneren und Erinnerungen, die sie quälten: Das letzte Gespräch vor der Tat, wie froh sie gewesen war. Der Streit aus Nervosität, wegen nichts; schließlich Anns Satz: „Ich liebe dich wie mein Leben!“

‘Zu viel, Hannah, das ist zu viel!’, krallte sich ihre Hand noch fester um das leere Glas. Sie mochte es hinausschreien und öffnete die Augen; trotz des beruhigenden Rüttelns der Nachtfahrt durch den immer dichter werdenden Nebel, trotz des vielen Weines war an Schlaf nicht zu denken – wie könnte es auch. Als die Freundin diese Waffe erhoben hatte, da war in ihrem Innersten etwas zerbrochen, für immer. Und Hannahs Verhalten nach der Tat, so kaltblütig, so widerwärtig, wie eine Operation an ihrem Computer, ohne jedes Gefühl – damit mochte sie nichts zu tun haben.

Keinen Tag war es her: ‘Wir sitzen im Bus, Hannah schaut mich an. Auch das eine Trennung, die uns bevorsteht - für ein paar Stunden. Der graue Nachmittag, der Regen auf der Straße. Sie nimmt meine rechte Hand und küsst sie plötzlich, liebkost diese Hand, im Bus; die Leute starren, bis wir vor der deutschen Botschaft stehen, bis sie aussteigt.’

Sie schien so leicht, diese Geste. „Ich möchte gar nicht weg von dir!“ So einfach, so flüchtig, so schön. Und doch wusste sie, nie mehr würden sie einander als Liebende treffen.

FLUSSKONTROLLE

Hannah

Es war nur eine Zweizimmeraltbauwohnung in der Neustadt. Und es roch schlecht, Marlies lüftete nicht gerne, sagte, sie verabscheue Wind. Alles war verdunkelt, eigenartig und unangenehm am frühen Nachmittag.

„Sonst ist es zu dunkel.“

Hannah blickte sie fragend an.

„Die Aufnahme. Die Aufnahme wird sonst zu dunkel.“

Beide schwiegen, maßen einander aus den Augenwinkeln und verknüpften das Gesehene mit Erinnerungen; sie hatten einander Jahre nicht mehr gesehen, diese Zeit stand zwischen ihnen wie die eigenartig verbrauchte Luft.

Marlies war dünn geworden, wirkte beinahe magerstüchtig. Sagte, sie fühle sich wohl so, wick aber ständig Hannahs Blick aus und machte wirklich nicht den Eindruck eines Menschen, der sich gut fühlte. Lange würde sie keinen Besuch ertragen, vielleicht drei, vier Tage? Hauptsache, ein wenig zur Ruhe kommen, dachte Hannah.

„Wovon lebst du eigentlich gerade?“, machte sie ein wenig Konversation.

„Ach, ein paar Freunde in der Werbung schenken mir immer wieder einen kleineren Auftrag zu. Aus schlechtem Gewissen. Manche nehme ich an. Hier zum Beispiel habe ich einen Hund gemacht, der soll auf Imagebroschüren für einen Schokoriegel.“

Sie wies auf eine farbige Skizze eines glubschäugigen, an einer Blüte kauenden, Retrievers, der so aussah, als sei er auf Drogen. Kinder würden das womöglich lieben.

„Na ja, ist sowenig originell wie der Schokoriegel *‘mit ganz viel Milch’*. Ja, und für das Netzprojekt bekomme ich von einer Versicherung über irgend so einen Kulturfond 10.000 ÖS im Monat. Man lebt ... Und du? Schaust gut aus, so braun.“

„Ich komm’ ja auch aus dem Süden.“

Hannah mied Marlies’ Blick. Ihr schwindelte beim Gedanken an Susanne. Sie setzte sich an den Küchentisch und sah mit Staunen zwei bunte, aufblasbare Eierbecher, aus demselben Material, aus dem man Schwimmflügel machte.

„Soll ich uns einen Kaffee machen?“

Hannah nickte; die Gastgeberin hantierte am Herd.

Kurz schloss sie die Augen; Susannes lachendes Gesicht kam ihr schmerzhaft in den Sinn. Wo sie jetzt wohl sein mochte? Der Moment der Erkenntnis, dass die Geliebte sie verlassen würde, war in der Warteschlange über sie gekommen, am Imbiss, den Blick auf flinke Hände, die Gyros im Akkord bereiteten. Von einem Augenblick zum anderen hatte sie gewusst, alles war verloren. Es war buchstäblich gewesen, als hätte man ihr der Boden unter den Füßen weggezogen: eine kurze Ohnmacht.

Als sie wieder zu sich gekommen war, auf einem Stuhl, gestützt von fremden, älteren Männern, hatte sie sich kurz bedankt und aufgemacht, hinaus in die Nacht. Erst am nächsten Morgen war sie zurück ins Hotel gegangen, um zu packen. Schmerzhaft lange war Susanne da schon weg gewesen, belegte das Buch an der Rezeption. Schwarz auf weiß beglaubigt, das Ende einer Beziehung. Nichts Ungewöhnliches im Leben. Das kam vor.

Sie spürte die Tränen und senkte rasch den Blick.

„Milch und Zucker?“

Hannah schüttelte den Kopf. „Und hier wird alles gefilmt?“ Sie ertappte sich dabei, wie sie die ganze Zeit misstrauisch die Wände nach einer Kamera absuchte, aber keine entdecken konnte.

Marlies lächelte. „Nein, hier nicht – drüben. Sie wies auf die Tür. „Wir sind ja nicht bei *‘Big Brother’*, es geht nicht um Voyeurismus – da gäb’s bei meinem Hang zur Askese ja auch nicht viel zu sehen.“

Da war es endlich, ihr herzliches Lachen. Wenigstens etwas zum Daheimfühlen.

„... sondern um das kommunikative System *‘Webkünstlerin’*, das ich über die Übertragung selbst zum eigentlichen Kunstobjekt mache. Es gibt natürlich eine existierende Infrastruktur der Kunst, ich habe mich lange erfolglos in ihr abgemüht: Jetzt benutze ich sie. Es geht um strategische Auswege für menschliche Bedürfnisse, die in den Bereichen Massenkultur, Wirtschaft und Politik immer mehr untergehen.“

Hannah wärmte ihre Hände an dem Kaffee. „Das ist schön ...“

„Na ja. Es passt zum Internet selbst. Das nutzt ja auch existierende Strukturen, wie z.B. das Telefon- oder bald das Stromnetz, um digitale Informationen zu übertragen. Genauso verhält es sich mit Leuten, die im Netz arbeiten, ohne eine feste Identität zu haben: Wir nutzen existierende Systeme, das System der Kunst und das des E-Commerce beispielsweise, und versuchen, damit etwas anderes zu machen.“

Hannah nickte.

„Ein Hauptproblem der Kunstwelt im Bezug auf das hier ist ihre Perspektive: Sie blickt von außen in das Geschehen, versucht also von ihrem Standpunkt aus innerhalb der *net.art* etwas zu lokalisieren, was sie an Kategorien vorgibt.

Dabei ist es drinnen wie draußen dasselbe: Der Bildschirm verschwindet mehr und mehr, nicht physisch natürlich, aber als zwei Welten trennende Instanz - weil er all das, was sich vor ihm befindet, übernommen hat. Der physische und der virtuelle Raum, also was anwesend ist und was potenziell anwesend ist, fallen mehr und mehr zusammen oder ineinander: Nimm einen öffentlichen Platz: Überall Bankomaten, Displays mit Live-Übertragungen, Videoüberwachung, Handys und so weiter. Du kannst an jedem derartigen Ort inzwischen anwesend und abwesend zugleich sein. Dies hier radikalisiert das nur noch ein wenig.“

Sie lächelte verlegen, für einen Augenblick wie ein kleines Mädchen, fuhr sie sich durchs Haar und wies auf die offene Tür, Hannah folgte zögernd, den Gedanken *‘Sprung im Herzen’* wie in einer Endlosschleife im Kopf, lästig. Sie lugte hinein.

Da standen zahlreiche technische Gerätschaften, vielmehr ihre Innereien: ohne Gehäuse, Kabel, Drähte, Platinen, Schrauben, alles schön bunt und offen, ausgeweidet; die Skelette hatte sie teilweise neu zusammengesetzt zu eigenartig verstümmelt wirkenden Skulpturen. Ein riesiger Synthesizer thronte auf einem schwächigen Beistelltischchen, mehrere Monitore unterschiedlicher Farben und Größen, einige Computer, Tastaturen standen auf dem Schreibtisch wie feilgeboten.

Auf dem Boden (ein alter Perserteppich, sehr staubig) lagen Kabel, CDs, Bücher und Verpackungen - vom Pizzaservice bis zum Schuhkarton. Es liefen mehrere Videos zu sphärischer Elektro-Musik.

Eine halbnackte Frau kauerte da auf dem obersten Bildschirm in einem kahlen Raum; sie weinte und schrie, den Kopf zwischen den Knien geborgen, das Ganze in krisseligem Schwarzweiß. Hinter ihr stand an der Wand: *‘Bye,*

bye, fly guy. Daneben lief eine Art Talkshow. Unten wurden Kartoffeln in Großaufnahme zu Pommes verarbeitet, eine Endlosspur in Zeitlupe. Links krabbelten riesige, computeranimierte Käfer auf einen Abgrund zu, der sie, einen nach dem anderen, verschlang. Die Wände waren wild besprüht und wirkten auf eigenartige Weise feucht. Und über allem thronte das Auge der billigen Digitalkamera, ein eigenartig schäbig aussehendes Tor zur Welt.

Hannah wandte sich ab. Sie war wirklich unkonzentriert; das hier hätte sie sonst interessiert. Sie beruhigte sich: Ganz unwahrscheinlich, dass man nach ihr suchte; warum sollten die Behörden an ihrer Aussage und der dieses Schweins zweifeln? Und Susanne, die wenig gesagt hatte, war sicher nicht noch mal zur Polizei gegangen, das nicht. Dennoch, innerlich war sie auf der Flucht, seitdem sich dieser Schuss gelöst hatte.

‘Mörderin’, hallte es in ihr nach, und sie schloss kurz die Augen. ‘Niemand kann seinem Schicksal entfliehen’, dachte etwas in ihr weiter, und sie wischte den Gedanken ärgerlich beiseite. Auf einmal wurde sie sehr, sehr müde.

„Und man sieht jetzt da draußen einfach dieses Zimmer?“, fragte sie.

„Du kannst es dir ja ansehen ...“

Hannah konnte nicht richtig folgen, was ihr am Rechner gezeigt wurde – das kam nicht oft vor. Doch das schien alles kompliziert, und sie hatte seit Tagen nicht mehr geschlafen. Marlies aber redete ohne Punkt und Komma:

„... Ein Dialog zwischen zwei Servern. Die Oberflächen-Struktur besteht nach Vorbild eines Triptychons aus drei Frames, das linke Drittel des Browserfensters ist das Zimmer hier, in dem ich mich meist befinde, der mittlere Teil des Fensters stellt das jeweilige Video.“

Dann beginnt der Dialog, in dem die Besucher etwas von ihrem Server in einen dritten, rechten Frame laden können, beispielsweise eine noch nicht existierende Seite; dies wird dann mit Verweis auf meinen Server verlinkt. Und umgekehrt. So entsteht eine Art laufender Kommentar zum künstlerischen Prozess in der Sprache des Netzes.

Das ist schon noch zwischenmenschliche Kommunikation, eine, die einerseits ursprünglich auf bildlicher Repräsentation beruht, aber zugleich pragmatisch bleibt, da die Links ja wie alle Zeichen im Netz im Grunde nichts repräsentieren.“

Hannah fragte: „Das hast du alles selbst programmiert? Du könntest damit Geld verdienen ...“

Marlies lächelte indigniert: „Wie – Geld verdienen? Machst du Spaß? Ich wollt noch zu Ende erklären: Aus User-Sicht sind das, was sich verändert, nur die Daten einer virtuellen Welt, die innerhalb des Computers existieren, doch kann hier ohne eine physische Anwesenheit etwas Reales bewirkt werden; ich reagiere ja auch auf den kommunikativen Prozess, beispielsweise auf die Links, die man mir sendet.“

Hannah bemühte sich, Marlies’ Worte mit dem, was sie sah, in Zusammenhang zu bringen; es gelang ihr nicht. Und was spielte das jetzt noch für eine Rolle?

„Das Ganze ist verspielter, als es sich anhört ... Ich reagiere halt auf meine Art auf die Probleme eines jeden Künstlers, denk an die Diskrepanz zwischen der Erwartung einer gewissen ‚Abgefahrenheit‘ seitens der Kunst-Szene und dem Bedürfnis nach Verständlichkeit bei einem breiteren Publikum. Voilà, siehst du hier ja alles!“

Die Worte rauschten an Hannah vorbei, ihr gelang es nicht, auch nur ein einziges zu greifen. Alles war nur ein Rauschen: „*Wenn erst der Abend kommt ...*“ Doch Marlies schien nicht zu sehen, wie es um ihren Besuch stand.

„Wo ist das Werk – ist es in jenem Raum, entsteht es im Datennetz, existiert es überhaupt, da es sich doch ständig wandelt? Und: Sind diese Fragen auch nur im Mindesten relevant?“

Hannah nickte erschöpft; das war, was sie gerade auch dachte.

„Früher einmal sollte das Kunstwerk beim Betrachter eine Erkenntnis ermöglichen, in der so genannten Postmoderne lagen die ‚Überraschungen‘ oft nur noch in der Kombination der Bausteine: in den Übergängen von Stilbrüchen, den Verweisen auf ganz unterschiedliche Kontexte. Die Frage war damit nicht mehr die nach einer Ästhetik, die ist in der Kunst als Kriterium eh erledigt. Nein, die Karawane ist weiter gezogen: Montage und Diskontinuität, die ästhetischen Leitprinzipien der Postmoderne, werden durch die Medien-Revolution auf ganz grundsätzlicher Ebene subvertiert. Im Computerzeitalter ist alles digitales Kontinuum, alles eins. Das wird meist übersehen - das wird das Thema meines nächsten Projektes.“

Sie lächelte. Hannah versuchte sich an einer Erwiderung dieses Lächelns. Es misslang.

Marlies war einmalig: Als Hannah vor ihr gestanden war, den Koffer in der Hand, hatte sie nichts gefragt. Nicht: woher sie kam. Was geschehen war. Wie lange sie zu bleiben gedachte. Oder weshalb sie sich all die Jahre nicht mehr gemeldet hatte. Sie saß nur da und redete, als sei Hannah jede Woche auf einen Mokka hier. Sie musste viel alleine sein.

„Was mit dem Verabredungsmittel Telefon begann, findet hier seine konsequente Fortsetzung: Die Kommunikation ist zum Nebenprodukt des bloßen Am-Rechner-Sitzens geworden. Hier stellt sich eine paradoxe Erfahrung ein, die gleichzeitiger Nähe und Ferne; du weißt um die Distanz zu deinem Gesprächspartner, erfährst aber eine seichte, beiläufige, imaginierte Nähe als Hauptqualität der Kommunikation. Bei diesen Maschinen muss man den anderen wirklich in sich, sozusagen im Herzen tragen, wie es die Psychologen immer wollen.“

„Traum-Maschinen“, sagte Hannah und rührte in ihrer Tasse die kalt gewordene Flüssigkeit auf. Matt starrte sie in das Auge, das sich im Zentrum bildete.

Marlies strahlte: „Du hörst ja zu! Das ist, was das hier sagt, ja.“

Sie blickte in die Ferne, und sagte schließlich, wobei ein ironisches Lächeln ihren Mundwinkel umspielte: „Das muss man aber nicht negativ sehen; ich finde das gut: Die Natur imitiert sich im Laufe der Evolution immer weiter selbst. Die wahre Bestimmung des Menschen könnte in der Entwicklung bewusstseinsfähiger Rechner liegen, deren Persönlichkeit aus unserer digitalisierten DNS bestünde – beseelte Mensch-Maschinen, die in der Lage wären, sich selbst zu reproduzieren bei tendenzieller ‘Unsterblichkeit’ (da jedes Bestandteil ersetzbar wäre, selbst die DNS ist leicht zu klonen). Und alles beruhte endlich auf einem sich selbst erhaltenden Kreislauf, wie in der asiatischen Philosophie.“

„Ungute Vorstellung...“, entfuhr es Hannah.

„Aber wieso denn? Damit wäre der Bestand der Art bis zum Erlöschen der Sonne (und warum nicht darüber hinaus?) möglich.“ ‚KEINE KRANKHEIT! KEIN UNNÖTIGER SCHMERZ‘ stand weiß auf einem großen Display. „Im Ende könnte dies dann in die Erschaffung eines, nach unseren Maßstäben: tatsächlichen Gottes münden, der dann, einmal existent, immer schon in allem gewesen wäre, also auch jetzt bei uns sitzt, wenn du so möchtest.“

Hannah war übel. Sie hatte drei Nächte nicht mehr geschlafen – seit Susanne gegangen war – und dieser Künstlerkaffee (schwarz, stark wie ein Schlag in den Magen) war ihr gerade unerträglich. Sie schob die Tasse von sich und versuchte, Marlies zuzuhören.

„Dies, die Verschmelzung von Computer- und Gentechnologie, könnte uns endlich den Weg ins All öffnen, könnte gar zu einem neuen Menschen führen, genetisch optimiert, gesünder und vitaler. Warum sollten wir Möglichkeiten, die wir haben, nicht nutzen? Ich versteh’, ehrlich gesagt, diese Leute nicht, die was gegen eine positive Eugenik haben: Gesundere Menschen, intelligentere - keine Nazis mehr, keine Prolls – was sollte daran schlecht sein?“

„Na, ich weiß nicht ...“

„Aber ich weiß: Das zwanzigste Jahrhundert, das Zeitalter der Masse, es ist nun endlich zu Ende. Was kommt, unbezweifelbar kommt, ist ein neues Zeitalter der Elite.“

„Ich glaub’ mir wird schlecht.“

Hannah hielt sich die Hand vor den Mund und rannte in die gewiesene Richtung.

Als sie eine kleine Ewigkeit später auf Knien über der Öffnung mit dem Würgeiz rang und gar nicht glauben konnte, dass sich da noch immer etwas mit Blut vermischter Schleim in ihr befand, der erbrochen werden konnte, kam ihr mit Blick auf ein Röllchen extrem starker Schlaftabletten, das auf einem Regal über ihr stand, der Gedanke, ob sie dessen Inhalt nicht schlucken sollte. Die Prophezeiung erfüllen. Den Kreislauf schließen. Und dann da raus gehen, in dieses Zimmer mit der Kamera. Und einschlafen. Öffentliches Sterben. Marlies berühmt machen. Etwas Gutes tun. Die Krämpfe ließen langsam nach. Sie erhob sich und nahm das braune Glasröhrchen in die Hand, hob und senkte es, als prüfe sie sein Gewicht. Es war ganz leicht.

HARDWARE

Susanne

Nachdenklich starrte sie auf ihren Glücksstein, ein Geschenk Hannahs von tiefem Lapislazuli. Schließlich ließ sie ihn aus der Hand gleiten, er kullerte verloren die Straße hinab und landete in einem Gully. Ein jäher Augenblick der Erkenntnis: Sie hatte nichts mehr, wohin sie gehen konnte.

Schon seit Stunden schlich sie wie eine Streunerin durch die Gassen Kirschweilers; in ihrer Hand steckte ein Splitter von einem Zaun, den sie vorhin gestreichelt hatte, in Gedanken an den Moment vor gut zehn Jahren, als sie an eben jener Stelle von Dr. Voss, dem Eigentümer des Zaunes und des dahinter liegenden Grundstücks, erfahren hatte, ihre Mutter würde den Infarkt unbeschadet überleben.

Sie hatte Streichhölzer dabei und eine Sicherheitsnadel im Geldbeutel, sterilisierte sie und operierte damit den Splitter heraus. Er war überzogen mit einem dunkelbraunen Lack, in dem sich matt die Sonne spiegelte.

Die Randbezirke Kirschweilers waren nur spärlich besiedelt (genau genommen war das ganze Dorf ein einziger Randbezirk), die Häuser jedoch waren alle gleich: Siebzigerjahrearchitektur, sehr einheitlich, gründlich geweißt, mit roten oder schwarzen Ziegeldächern, Zäune und Zierrasen um ein jedes der frei stehenden Gebäude.

Ein blondes Mädchen im wehenden, weißen Kleid stand da in einem Garten, ihr Bild brannte schmerzhaft deutlich in Susannes verweinten Augen, ein unerwartetes Déjà-vu: das Cover der ersten LP der *Violent Femmes*, einst gekauft in London, 1985 oder 86? Das Mädchen spähte durch die geschlossenen Klappläden ins Haus, hinter ihr der Vater, eine Digitalkamera in der Hand.

Sie schloss die Augen. War wieder Mädchen. Sie ist neun Jahre alt. Jedes Mal, wenn ihr Vater ein Foto von ihr knipst, kneift sie die Augen zusammen. Sein ganz kahler Schädel blitzt majestätisch in der Sonne. Da sieht sie, der sonst so stolze, kühle Vater, ihr neuerdings so hagerer König, ihm stehen Tränen in den Augen. Wieso weint er mit einem Mal so oft? Sie heult mit, drängt sich eng an ihn, hält ihn, er zittert so. Die Super-8-Kamera sinkt zu Boden. ‘Du wirst mir so fehlen’, stammelt er, sie versteht nicht, fragt: „Gehst du denn fort?“ Er antwortet nicht, zittert nur ganz schrecklich und drückt sie an sich. Am nächsten Morgen nehmen sie ihn mit, sie erwacht

zu spät, sieht nur noch die Rücklichter des Krankenwagens im Nebel vergehen.

Der Wind fuhr ihr durchs hennarote Haar. Wo sie stand, reflektierte die Kamera das Sonnenlicht, blendete sie. Es wurden noch immer Bilder gemacht. Und wieder. Alles explodierte in tausend Strahlen. Machte der Kerl das absichtlich? Sie konnte ihn mit zusammengekniffenen Augen kaum erkennen, aber das war der zweite Koschnick-Sohn, mit dem älteren Bruder war sie zur Schule gegangen. Der jüngere hatte wohl das Elternhaus geerbt. Ihr war immer unbehaglich zumute, wenn jemand sie fotografierte. *‘Die Kamera ist mir zu intim; ein Auge, das mit einem einzigen Lidschlag die Gegenwart auf Abruf einfriert’*, hieß es bei Patti Smith, sie hatte es sich gemerkt.

Sie stand, weiter regungslos, mitten auf der Straße (hier gab es fast keinen Verkehr) und dachte wieder an das Mädchen auf der Veranda mit dem sterbenden Vater, das die ganze Zeit nichts davon bemerkt hatte. Das glückliche Mädchen. Das sie einmal gewesen war.

Alles hier war wie die Mittagspause in der Klostergrundschule in Idar-Oberstein, die Ausgabe des täglichen Löffels Lebertrans. Ihr hatte nie gefallen, dass alle Schülerinnen auf dem gleichen Löffel rumlutschten wie sie. Mit einigen der Schnepfen mochte sie damals nicht einmal dieselbe Luft atmen. Im Bus musste sie manchmal tatsächlich den Atem anhalten, kämpfte so lange es ging.

„Tomatenkopf, Tomatenkopf.“

Sie riss sich los; der junge Koschnick, mittlerweile ein fast kahler Anfangvierziger, fand keinen Spaß mehr daran, sie zu blenden, seine Tochter war im Haus verschwunden. Alles kam hier wieder zurück, sprudelnd und sinnlos vertraut.

Was nur tat sie hier? Sie ging weiter.

Ganz langsam öffnete sie das schmiedeeiserne Gartentor, als wolle sie jedes Geräusch, jedes Aufsehen vermeiden. Mit gesenktem Haupt schlich sie dann die Steinplatten zur Veranda vor, das Täschchen mit dem vielen Geld darin umgehängt, nachlässig wie früher den Schulranzen.

Sie klingelte, obwohl sie noch immer einen Schlüssel hatte.

SPUREN

Malte

Gut vier Wochen, nachdem Frau L. vom Tod ihres Sohnes erfahren hatte, sandte ihr das Auswärtige Amt seine Sachen: Das war nicht viel; einige Kleidungsstücke, zwei Bücher mit französischer Dichtung und das Notebook, ihr Geschenk zum letzten Geburtstag.

Gleichzeitig beschied man ihr, die Ermittlungen seien inzwischen abgeschlossen: Ihr Junge sei beim Versuch eines bewaffneten Raubüberfalls auf ein deutsches Ehepaar und dessen Freundin in einem Athener Hotel überwältigt worden; bei der anschließenden Rangelei habe sich versehentlich ein Schuss gelöst und ihn tödlich getroffen.

Auch auf dem Notebook war kein Hinweis zu finden, der all dies erklärt hätte: Was war nur mit Malte geschehen? Sie stand vor einem völligen Rätsel. Seit seinem plötzlichen Verschwinden vor gut vier Monaten hatte er anscheinend überhaupt nur noch an einem Dokument gearbeitet, einem sonderbaren Text, über dem *‘Für Despi’* stand. Es gab da auch noch einen Ordner *‘Despi in Love’*, doch dessen Inhalt hatte er zwei Tage vor seinem Tod gelöscht. Wieder und wieder las sie den Text, der ihre Vermutung nährte: Ihr Sohn müsse verrückt geworden sein - das „bei Borderlinern leider nie ganz ausgeschlossene Umschlagen ins Psychotische“, von dem ihr Therapeut gesprochen hatte. Der Gedanke, so schrecklich er war, gab ihr dennoch Kraft, das alles durchzustehen.

Sie druckte den Text jetzt aus, in einer schönen Schrift, rahmte ihn sorgfältig hinter Glas und hängte die drei Seiten schließlich an die Wand, dorthin, wo all die anderen Fotos hingen und sein Brieflein, in dem er sich für ihr Verständnis bedankt hatte. Langsam las sie:

Drinnen ... Ich bin in einem Gang, spüre ein dringendes Bedürfnis wegzugehen - wohin? Draußen, erinnere ich mich, gab es Bilder: eine Allee, von alten Ulmen grünesäumt, verliert sich gegen den hellblauen Horizont; der glühend rote Ball der Sonne taucht die Welt in seinen Glanz. Es ist Abend ...

Dieser Weg ist für mich tabu. Ich spüre es, während mein Blick jener Allee folgt. Dabei sehe ich sie nicht wirklich. Diese Allee existiert nur in meiner Erinnerung. Tatsächlich ist da nur dieser Gang und eine verschlossene Tür, weit hinter mir: der Eingang.

‘Drinnen, auf ewig drinnen’, weiß ich.

Wie kann man dorthin gelangen, wo man sein will, wenn man von Nirgendwoher kommt? Es sieht so aus, als habe ich keinen Standpunkt mehr.

Der Gang ist fensterlos, unermesslich lang und die Wände sind betongrau. Ab und an mag es Türen geben. Man kann sie nicht sehen, nur manchmal, wenn man längst vorüber ist, überfällt einen plötzlich der Gedanke: ‘Da war doch vorhin eine Tür?’ Dann ist es zu spät.

*Es muss diese Türen geben! Ich bin ja in diesen Tunnel gekommen ... Wann war das?
Außerdem war da der erste Gang, heller und freundlicher, in dezentem Gelb, einige Pflanzen hatte es dort gegeben.
In der jetzigen Röhre (die Decke wölbt sich in perfekt sinnlosem Halbrund über mir) gibt es nichts, außer der
Symmetrie der Kacheln auf dem Boden. Alles hier gehorcht logischen Gesetzmäßigkeiten, atmet kalte Geometrie.
Nur meine Anwesenheit ist mit Logik nicht zu erklären.
Immerhin ist es jetzt deutlich kühler. Ich muss mich weiter im Innern des Baus befinden, von dem ich bisher nur
diese eigenartigen Röhren gesehen habe.
Vorwärts gehen ist relativ. Ich behaupte, dass die Richtung, in die ich gehe, „vorwärts“ ist. Es könnte genauso
sein, dass das Gebäude riesengroß und der Gang, statt geradeaus zu gehen, eine gigantische Kreisbahn beschreibt,
sodass mein Gehen endlos wäre.
Ich weiß es nicht, aber stehen zu bleiben ist am allerschlimmsten. Man kann hier nicht rasten: Irgendwas sagt
mir, dass anzuhalten, irgendwo zu bleiben, Schlimmeres als das Ende bedeuten könnte.
Es gibt keinerlei Bedrohung - ich bin allein -, dennoch habe ich Angst. Wie wenig von diesem Gebäude habe ich
gesehen! Dass ich keine dieser Türen zu finden, zu öffnen vermag, heißt nicht, dass nicht etwas anderes, eine Art
Feind, das könnte.
Ich stelle fest, dass ich seit Tagen nichts mehr empfinde, will nicht schlafen (das am ehesten, der Gedanke an
Träume hat etwas Verlockendes - Abwechslung ...), will auch nicht arbeiten, meine Aufgabe erfüllen. Ich gehe
einfach, immer weiter. Das heißt, ich weiß nicht, wie lang ich gehe, Zeit hat keinerlei Bedeutung an diesem Ort.
Das Bestürzendste ist, wie viel ich vergessen habe. Wie bin ich nur hierher gekommen? Manchmal denke ich, ich
sei tot. Aber wie und wo bin ich gestorben? Wer hat mich gelöscht?
Ich kann mich an alles erinnern, an draußen: meine Kindheit, meine Eltern, meine Kameraden, die Arbeit ...
Nun bin ich also eine Restinformation, ein stilles elektromagnetisches Nachglühen; winziges, letztes Echo
scheine ich Teil einer längst gelöschten Anwendung zu sein: Wie man mit starken Teleskopen entfernte Sonnen
beobachten kann, in all ihrer gewaltigen Pracht, die seit einer Milliarde Jahren nicht mehr existieren, so scheine
ich mich selbst leben zu empfinden, gleichwohl ich längst tot bin.
Wunderlich nur, es gab keinen Übergang zwischen draußen und drinnen: diesem Bau. Und das Schlimmste ist: Es
könnte ewig so weitergehen.
Vielleicht träume ich all das nur (ich schlafe nicht, ich kann mich ohrfeigen und meine, Schmerz zu empfinden).
Ich weiß, dass ich nicht träume, nicht an diesem Ort: Alles ist so unerträglich wirklich um mich.
Wer hat dieses Gebäude errichtet und wozu? Übrigens scheint mir der Gang abwärts zu führen, nur ganz leicht,
aber merklich.
Ich traue mich nicht, kehrt zu machen. Um ehrlich zu sein, ich glaube, ich habe das schon versucht, am Anfang.
Ich dachte dann, später, 'soweit bist du vorher nicht gegangen'. Man kann nichts wiedererkennen, denn alles ist
gleich, überall.
In der Zeit, die ich hier bin, hat sich eine Veränderung in mir abgespielt. Ich weiß nicht, um was für eine
Zeitspanne es sich handelt, denn „Zeitspannen“ gibt es draußen, im Gang gibt es nur diese gefrorene Zeit. Sie ist
schon beinahe starr und nur meine verbliebene Körperwärme (die Energie bleibt ja immer erhalten) taut sie ein
wenig an, rings um meinen schleppenden Gang. Ansonsten steht sie.
Die Veränderung: Ich bin ruhiger geworden. Anfangs war ich verzweifelt, bin umher gerannt, habe gegen das kalte
Grau der Wände geschlagen und geweint. Schließlich, als ich mich flach auf den Boden legte, spürte ich die
Unmöglichkeit des Stehenbleibens. Nicht einfach nur nicht gut, geradezu körperlich ausgeschlossen war das. Ich
spürte den Zwang zu gehen. Das Nächste war: Ich bemerkte, ich wurde nicht schwächer, egal wie lange ich auch
ging.
Das und das Fehlen aller körperlichen Bedürfnisse brachte mich dann auf die Idee, ich sei tot. Aber: Ich blutete,
als ich mir in die Hand biss. Tote bluten nicht.
Auch: Ich atme.
Niemand draußen vermisst mich, rede ich mir ein. Ich vermute, ich wurde wohlüberlegterweise in den Papierkorb
verschoben, und dieser endlich geleert; seither geistere ich als freies Teilchen, als Schatten einer Information,
durch diesen ungeheuren Bau und bin so lebendig wie eh. Ja, ich vermisse das Draußen!
Körperliches fehlt mir vor allem, Berauschtigkeitsgefühle: die wärmende Elektrizität auf der Haut, Farben und
Informationen. Eine Aufgabe, die mich erfüllt. Am allermeisten vermisse ich gerade die Musik des ewigen
Pulsierens der Elektronen. Dennoch, der Gedanke, meine Datei würde wiederhergestellt, ich könne all das wieder
sehen, was ich einst geschaut, erweckt seltsamerweise keine Gefühlsregung. Ich glaube nicht an diese
Möglichkeit. Immerhin, ich bin hier sicher, geborgen - solange ich gehe. Werde ich ewig hier sein? Ich vermag
es mir nicht vorzustellen. Was ist „ewig“?*

*Ich gehe und gehe. Nicht nur in mir, auch im Gang ist jetzt eine Veränderung geschehen: Es ist dunkler
geworden, das allgegenwärtige Grau der Wände und das Schwarz-weiß der Kacheln, auf die ich Schritt für Schritt
meine Füße setze, tendieren immer mehr ins Schieferfarbene beziehungsweise Gelblichbraun-schwarze. Woher das
Licht kommt, ist mir ohnehin ein Rätsel - es gibt keine Lampen. Erst dachte ich, meine Sehfähigkeit setze aus,
aber ich habe erkannt, dass es tatsächlich bergab geht, und je tiefer ich komme, desto schwächer wird das Licht.*

Übrigens bin ich froh um diesen Umstand, denn dieses „bergab“ ermöglicht eine Orientierung: Zurück müsste es aufwärts gehen: Es existieren zwei Richtungen!

Die Luft ist feuchter und kühler geworden. Ich kämpfe mit Wachträumen, eisige Minder küssen mich die Hüften abwärts, zahllos bedecken sie meinen Körper, der seltsam unberührt bleibt.
Sicher bin ich nicht mehr ganz bei mir, ich bin hier: Ich gehe.

Nicht, dass ich mir etwas vormachen würde. Ich weiß, ich werde diesen Gang niemals verlassen. Dennoch lebe ich, und mein Leben ist dieser Gang. Also will ich ihn zu Ende gehen. Ist dieses Zu-Ende-Gehen dummer Stolz (es scheint kein Sinn darin zu liegen)?

Nein, Tatsache ist, dass ich keine Wahl habe. Energie bleibt erhalten. Zum ersten Mal in meinem ganzen Leben habe ich keine Alternative zu dem, was ich faktisch tue. Sonst gab es da immer zwei Zustände, 0 und 1, Strom und kein Strom, immer exakt diese beiden. Jetzt gibt es nichts anderes, nur noch: gehen.

Wenn es nur enden könnte! Aber ich bin allein, da ist nichts - ich habe keine Gegenstände bis auf die mir ganz fremde Kleidung, die ich am Leib trage, nichts: Selbst die Möglichkeit eines einfachen Selbstmords ist mir genommen!

Ich könnte höchstens so lange mit dem Kopf gegen die Wand schlagen, bis ich als blutüberströmtes Etwas liegen bliebe, mir fehlt selbst dazu die Kraft. Die Wut, die dafür nötig wäre, könnte ich niemals aufbringen. Selbst wenn ich eine Waffe hätte, ich zweifle, ob ich mich hier umbringen könnte ... Wie könnte wirkliches Totsein von anderer Qualität als die Absurdität dieses verdammten Ganges sein, die ich nur aus alter Gewohnheit als Leben bezeichne?

Ich fühle nichts, keine Leere wie früher, gar nichts. Das ist eher angenehm, bemerke ich. Wie betäubt gehe ich einen grauen Gang ohne Ende abwärts. „Gehen“ bedeutet Leben, ist ein Aufschrei im Nichts. Zu schreien ist übrigens genauso unmöglich wie stehen zu bleiben.

Alleine zu sein mit diesen Wänden, die was-weiß-ich-wer errichtet hat, ist so absurd, so jenseits aller denkbaren Realität draußen, die mein Denken geprägt hat, dass es einfach wirklich sein muss. In der Tat ist diese Echtheit meiner Situation das Unhaltbarste daran. Auch ein winziges, gelöschtes Teilchen, mit keinem ach so präzisen Instrument seiner Schöpfer mehr messbar, hat ein Recht zu sterben.

Ich habe keine Sekunde an einen Traum geglaubt. Nie habe ich meine Existenz so deutlich gefühlt wie gerade, da ich sie in Frage zu stellen beginne.

Eher denke ich, dass ich dieses „Draußen“ geträumt habe: Ich bin immer und werde immer hier sein, ich bin ewig, der kleine, einsame Gott dieses Ganges! Das, was ich als Erinnerungen bezeichne, sind reine Fantasien, alles existiert nur in meinem Kopf. Ich bin der Schöpfer dieser „Draußenwelt“, sie existiert nur durch mich! Ja, sie ist eine notwendige Funktion dessen, was ich, als ich Sigmund Freud erdachte, als Psyche bezeichnete. Das bedeutet „Schmetterling“, schön. Wissen hilft ...

Du, der du mich in diese Röhre gesetzt hast, als alles begann - ich, der HERR, danke dir! Mir gilt alle Religion, ich bin der Schöpfer, der Erlöser und der Vernichter der kleinen Draußenwelt. Ja, ich armseliges Nachglühen bin nun kein vor Ewigkeiten gelöschtes Teilchen mehr - vielmehr wurde die Draußenwelt gelöscht, sie ist verschwunden, aber ich bin hier, ich existiere. Wie gut, dass mir das eingefallen ist!

Wie viel wichtiger nun, dir, oh unbekannter Schöpfer, der du mich nach deinem Bilde schufst, zu dienen! Mein Gehen hat einen zweiten Sinn bekommen, nachdem ich die Welt erschaffen und ihrem Schicksal überlassen habe, gehe ich den Aufgaben entgegen, die dieser Gang für mich bereit hält ... Vielleicht, den Gang verteidigen, vielleicht mit dem rhythmischen Klang meiner Schritte das Ohr des Schöpfers erfreuen? Oh, ich bin glücklich ...

Mir scheint, ich werde verwirrter, je dunkler es wird. Bin nur selten bei klarem Zustand, die Wachträume siegen immer öfter. Ich schätze, ich sehe gerade fünf Meter weit, am Anfang waren es gut fünfzig gewesen. Ich werde bald im Dunkeln gehen, die ewige Nacht naht.

Ich könnte umkehren, wenn ich es versuchte. War da nicht immer eine Alternative? Das freilich gilt nur draußen, in diesem Gang herrscht ein eigenes Gesetz.

Von Zeit zu Zeit versuche ich mit aller Kraft, anzuhalten, auch jetzt gelingt es mir nicht. Ich denke, ich löse mich ganz langsam auf. Bald werden meine Augen mir nicht mehr gehorchen, längst bin ich taub. Meine Schritte hallen mir nur noch in der Erinnerung nach ...

Mein Verstand, glaube ich, kehrt immer seltener wieder. Ich hoffe, dass es bald zu Ende sein wird. Meine Beine gehorchen mir nicht mehr. Sie gehen weiter und weiter, und ich folge ihnen: Oh Schöpfer, dein Reich komme, dein Wille geschehe, und vergib mir meine Schuld wie auch ich vergebe ... In Ewigkeit, Amen.